

## Die Chronologie der Einwanderung der griechischen Stämme und das Problem der Nationalität der Träger der mykenischen Kultur

Von Franz Hampl, Innsbruck

Die folgenden Hinweise beschäftigen sich mit zentralen Fragen der Geschichte des 2. vorchristlichen Jahrtausends, die durch neuere wissenschaftliche Entdeckungen und Erkenntnisse, wie insbesondere durch die Entzifferung von Linear B, in ein neues Licht rückten. Eine eingehendere Begründung der hier vorgetragenen Gedanken soll in größerem Zusammenhang an anderer Stelle gegeben werden<sup>1</sup>.

### I

Wenn wir – gleichsam als Prolegomena – eine kurze Erörterung der Verhältnisse auf Kreta an den Anfang setzen, so hat dies, wie sich zeigen wird, weniger rein sachliche als vielmehr methodische Gründe.

Es geht dabei in erster Linie um das Problem, wann die Insel die griechische Bevölkerung erhielt, die wir in der historischen Zeit, von einigen Plätzen in entlegenen Landesteilen abgesehen, dort antreffen. Natürlich wurde diese Frage seit der Aufdeckung der kretischen Paläste und Städte des 2. Jahrtausends v. Chr. immer wieder angeschnitten mit dem Ergebnis, daß sich im Laufe der Zeit ein großer Teil der Forscher auf ein bestimmtes Datum einigte: Die Zerstörung des Palastes von Knossos um 1400 v. Chr. wurde gleich der (nach lange herrschender Annahme in dieselbe Zeit gehörenden) Zerstörung verschiedener anderer kretischer Plätze den Achäern zugeschrieben, und da man aus den späteren kretischen Dialekten ersehen konnte, daß Kreta schon achäisch besiedelt war, ehe die Dorier ins Land kamen, ergab es sich fast von selbst, daß man die Kolonisierung Kretas durch die Achäer zeitlich und ursächlich mit der Katastrophe von 1400 in Zusammenhang brachte<sup>2</sup>. Der Beweis schien, aufs erste gesehen, zwingend zu sein, doch mußte bei näherer Überprüfung der Dinge eigentlich jedem kritischen Be-

<sup>1</sup> Es sei schon hier vermerkt, daß Quellen- und Literaturhinweise in diesem Aufsatz nur so weit gegeben werden, als es für den Gang der Untersuchung bzw. zur Nachprüfung wichtiger Feststellungen unerlässlich ist. Einen Großteil des einschlägigen Quellenmaterials und der modernen Literatur haben zwei Gelehrte, über das von ihnen speziell behandelte Thema – die jonische Kolonisation – weit hinausgehend, in umfangreichen Werken in gründlichster Weise verarbeitet: F. Cassola, *La Ionia nel mondo miceneo* (1957) und M. B. Sakellariou, *La migration grecque en Ionie* (1958). Vgl. auch die wertvollen Forschungsberichte von F. Schachermeyr im Anz. Alt.-wiss. 4 (1951) 5ff.; 6 (1953) 193ff.; 10 (1957) 65ff.; 11 (1958) 193ff. sowie K. Völkl, *La Nouvelle Clio* 4 (1952) 329ff.

<sup>2</sup> Vgl. etwa E. Kirsten, RE VII A 1720: Der «achäische Vorstoß nach Kreta» um 1400 ist «als Einwanderung, nicht nur als Raubzug durch die Reste des achäischen Dialektes in Kreta gesichert».



trachter klar werden, daß von den beiden Prämissen in diesem Schluß nur die eine als sicher gelten konnte: Es ließ sich zwar nicht bezweifeln, daß vor der dorischen Invasion ein mehr oder weniger großer Teil der Insel schon achäisch besiedelt war, aber daß die Zerstörung von Knossos um 1400 auf Konto eben dieser Achäer ging, war kaum mehr als eine vage Vermutung. Wir werden darauf noch zurückkommen, hier sei nur noch erwähnt, daß sich unter den Forschern, die der skizzierten vorherrschenden Meinung gegenüber skeptisch blieben, weil sie in den Bodenfunden aus den Zeiten um und nach 1400 keine festen Anhaltspunkte für die Annahme einer damals erfolgten Überlagerung der alten Kreter durch Achäer finden konnten, auch Gelehrte befanden, die auf Grund ihrer eingehenden Beschäftigung mit den Dingen zu einem Urteil besonders berufen waren<sup>3</sup>.

Die Entzifferung der aus der Zeit unmittelbar vor der Zerstörung des Palastes von Knossos, also aus dem ausgehenden 15. Jahrhundert stammenden und an eben dem genannten Ort, unter den Trümmern des Palastes, gefundenen Linear B-Tafeln durch M. Ventris und J. Chadwick<sup>4</sup> schuf eine neue Situation. Es war nun klar, daß sich irgendwann im 15. Jahrhundert, wenn nicht schon früher, griechische Herren mit einem zahlreichen griechischen Gefolge in Knossos festgesetzt hatten, daß es ferner diesen Griechen gelungen war, zu einem bestimmten, jedenfalls vor der Zerstörung des Palastes von Knossos liegenden Zeitpunkt die Herrschaft in Knossos für sich zu gewinnen und in der Folgezeit von hier aus die in Phaistos und Hagia Triada sitzenden minoischen Fürsten niederzukämpfen und darüber hinaus zumindest den Großteil der Insel in ihren Besitz zu bringen. Da die griechischen Linear B-Funde auf Knossos beschränkt sind, während außerhalb von Knossos anscheinend weiterhin das ungrische Linear A in Gebrauch blieb<sup>5</sup>, da sich ferner aus den Bodenfunden nichts gewinnen ließ, was als Beleg für eine in der ersten Hälfte oder in der Mitte des 2. Jahrtausends erfolgte umfassende Besiedlung Kretas durch die Griechen gelten könnte, da schließlich in Knossos selbst nichts darauf hinweist, daß die königliche Residenz im Laufe des 15. Jahrhunderts einer feindlichen Invasion zum Opfer fiel, mußte es nahe liegen,

<sup>3</sup> Siehe besonders J. D. S. Pendlebury, *The Archeology of Crete* (1939) 239ff. 243ff., ferner schon G. Karo, *Reallex. Vorgesch.* VII 93. Vgl. auch A. Furumark, *Opuscula Arch.* VI (1950) 265 und L. Banti bei L. Pernier-L. Banti, *Il palazzo minoico di Festos* (1951) 567ff. F. Matz, *Handbuch der Archäologie*, hrsg. von R. Herbig, II 1 (1950) 271ff. lehnt zwar die herrschende Ansicht nicht ab, räumt aber ein, daß sich die Annahme einer achäischen Kolonisation der Insel in der Zeit nach 1400 mit archäologischem Material nicht sicher begründen läßt.

<sup>4</sup> Der Versuch von C. W. Blegen (*Minoica*, Festschrift zum 80. Geburtstag von J. Sundwall, hrsg. von E. Grumach [1958] 61ff.), die Linear B-Tafeln von Knossos von der Katastrophe von 1400 zu trennen und in eine spätere Zeit zu setzen, um auf diese Weise den unbequemen zeitlichen Abstand zwischen diesen Tafeln und denen von Pylos und Mykene zu verringern, scheitert meines Erachtens von vornherein am archäologischen Befund. Da die Täfelchen im ganzen Palastbereich verstreut gefunden wurden, müßte Blegen gegen alle Evidenz annehmen, daß der ganze Palast nach 1400 neu aufgebaut und im 13. Jahrhundert abermals zerstört wurde. Die von Blegen tatsächlich vertretene Annahme eines Wiederaufbaues des Thronsaals nach 1400 hilft nicht weiter und hat übrigens auch den archäologischen Befund gegen sich (vgl. dazu H. Reusch, *Festschrift für J. Sundwall* 334ff.).

<sup>5</sup> Vgl. zuletzt A. Furumark, *Eranos* 51 (1953) 107 mit besonderem Bezug auf die Verhältnisse in Tyllissos.



den Ablauf der Ereignisse etwa wie folgt zu rekonstruieren<sup>6</sup>: Zu nicht näher zu bestimmendem Zeitpunkt ließen sich, offenbar im Einverständnis mit dem regierenden minoischen König und von diesem also wohl gerufen, griechische Scharen mit Weib und Kind und Gesinde im Gebiete von Knossos nieder, um fortan dem Herrscher als Söldner zu dienen (wir wissen aus erhaltenem Bildmaterial, daß kretische Fürsten schon früher fremdstämmige Soldaten in ihren Diensten hatten). Durch Heirat mit der Tochter des Königs oder auf andere mehr oder weniger friedliche Weise brachte sodann der Führer dieser Söldner den Thron von Knossos in seinen Besitz, d. h. es scheint sich hier ein Vorgang abgespielt zu haben, wie er jedem Historiker des Altertums und des Mittelalters von anderen derartigen Vorkommen her wohlbekannt ist. Die Katastrophe, die um 1400 Knossos heimsuchte, rückte nun natürlich auch in ein neues Licht. Glaubte man bisher, sie auf Konto der Griechen der vordorischen Einwandererschicht setzen zu müssen, so läßt der nunmehr gegebene Befund weit eher darauf schließen, daß umgekehrt die griechischen Herren von Knossos (und ihre Vasallen in der näheren Umgebung der Residenz) jetzt einem Aufstand der unterworfenen minoischen Kreter zum Opfer fielen. Die Beobachtungen, welche einzelne Forscher schon vor der Entzifferung von Linear B dazu führten, die Koppelung der Gräzisierung von Kreta mit der Zerstörung des Palastes von Knossos um 1400 abzulehnen und mit der Besiedlung der Insel durch die Griechen in eine spätere Zeit zu gehen, wurden also durch die Entdeckung von Ventris nicht, wie es bei flüchtiger Betrachtung vielleicht scheinen möchte, gegenstandslos, sondern erhielten im Gegenteil durch sie neues Gewicht. Halten wir im folgenden kurz die Punkte fest, die in der Tat geeignet sind, die Annahme zu stützen, daß das Kreta der Jahrhunderte nach 1400 aufs ganze gesehen nicht griechisch, sondern minoisch war, daß also die aus den Linear B-Tafeln für die Zeit vor der Zerstörung von Knossos zu erschließende griechische Herrschaft nur Episode blieb und die endgültige und umfassende Besiedlung der Insel durch Achäer und Dorier erst dem ausgehenden 2. vorchristlichen Jahrtausend angehört.

Zunächst: Der Palast von Knossos wurde nicht wieder aufgebaut, nur in einzelnen Teilen der Ruinen setzten sich später wieder Menschen fest und errichteten hier ein kleines Heiligtum, das an der Zugehörigkeit dieser Menschen zur Welt der minoischen Religion keinen Zweifel läßt. Verschiedene andere kretische Heiligtümer der Zeit nach 1400 weisen in die gleiche Richtung, etwa eines in Hagia Triada, wo der vor oder um 1450 v. Chr. wohl von den griechischen Herren in Knossos zerstörte Palast jetzt neu aufgebaut wurde. Wir haben Fresken aus dieser neuen Anlage und einen berühmten Sarkophag, in welchem sich einer der damaligen Schloßherren bestatten ließ, mit bildlichen Darstellungen, die eindeutig auf den minoischen Kult Bezug haben, auf jenen ganz un griechischen Kult, in welchem die Frau als Göttin und Priesterin die führende Rolle spielte und es zu den Pflich-

<sup>6</sup> Vgl. F. Matz, *Kreta - Mykene - Troja* (1956) 105; S. Marinatos, *Minos* 4 (1956) 14; F. Schachermeyr, *Saeculum* 10 (1959) 65f.



ten des Mannes gehörte, in Frauenkleidern Dienste als Opferhelfer zu verrichten, wie es nirgends deutlicher als gerade hier, auf dem Sarkophag von Hagia Triada und den dazugehörigen Fresken im neuen Palast, dargestellt ist.

Andere Beobachtungen treten hinzu. Wir erwähnen beiläufig, daß der Hausbau nach 1400 gegenüber den früheren Zeiten keine wesentlichen Veränderungen aufweist und anthropologische Untersuchungen für die kretische Bevölkerung der in Frage stehenden späten Zeit dasselbe Bild von vorwiegend mediterranen Menschen wie für die vorhergehenden Jahrhunderte ergaben. Aber auch auf dem Gebiete der Kunst ist, wie die Forschungen A. Furumarks jetzt besonders schön erkennen lassen<sup>7</sup>, eine Kontinuität vorhanden, die bezeichnenderweise von der Katastrophe um 1400 keine Notiz nimmt und auf die es auch zurückzuführen ist, daß sich das kretische Kunstschaffen noch in der Zeit der sogenannten mykenischen Koiné eine eigene Note gegenüber der Kunst des Festlandes und der Inseln der Ägäis bewahrte. Es ergibt sich damit ein Tatbestand, der es sehr wahrscheinlich macht, daß es in den Jahrhunderten nach 1400 ebenso wie vorher die minoischen Kreter waren, die die Kunst hervorbrachten, d. h. Angehörige des alten kretischen Kulturvolkes, das jetzt freilich seine große Zeit hinter sich hatte und mehr und mehr aufhörte, auf künstlerischem Gebiete wirklich produktiv zu sein. Dieses Bild eines allmählichen Versiegens der schöpferischen Kräfte und Absterbens der Kunst im kretischen Bereich der Periode SM III ist geeignet, die Annahme weiterhin zu stützen, daß die Kreter als Volk in besagter Zeit ohne wesentliche Blutauffrischung fortexistierten und erst in den folgenden Jahrhunderten der proto-geometrischen und geometrischen Epoche in neu eingewanderten fremden, nun gewiß griechischen Stämmen aufgingen, soweit sie nicht in den Stürmen dieser Zeit ihren Untergang fanden<sup>8</sup>.

Wenn es, um zum Ausgangspunkt dieser Erörterung zurückzukehren, nach all dem als nicht unwahrscheinlich gelten kann, daß die griechische Herrschaft des 15. Jahrhunderts einem Aufstand der alteingesessenen Kreter zum Opfer fiel und die letzteren dann noch einmal eine längere Zeitspanne gleichsam unter sich waren, so mag nun freilich andererseits das häufige Auftreten «mykenischer» Kammergräber in den Zeiten gerade nach 1400 den Schluß nahelegen, daß doch in den damaligen Zeiten Menschen in mehr oder weniger großer Zahl vom Festland nach Kreta kamen und sich hier neue Wohnsitze suchten. Daß diese Gräber weniger in

<sup>7</sup> A. Furumark, *The Mycenaean Pottery, Analysis and Classification* (1941) 104f. 497ff. und *Opuscula Arch.* VI (1950) 169 und 263 (vgl. auch a. O. 160 und 256ff. über den «Palaststil» des 15. Jahrhunderts). Siehe ferner G. Karo, *Reallex. Vorgesch.* VII 92f.; J. D. S. Pendlebury, *The Archeology of Crete* 243ff.; F. Matz, *Handbuch der Archäologie* II 1, 272ff.

<sup>8</sup> Eine dahingehende Meinung vertritt bereits D. Mackenzie, *BSA* 13 (1906/07) 428ff., später vor allem G. Karo, *Reallex. Vorgesch.* VII 93 (vgl. *RE* XI 1794). Siehe auch J. D. S. Pendlebury, *The Archeology of Crete* 259ff. (mit etwas früherem Ansatz des Beginns der Gräzisierung Kretas). V. R. A. Desborough, *Protoegeometric Pottery* (1952) 270f. hält es für unwahrscheinlich, daß die Scharen, die um 1200 die neue Epoche von Wirren und Unsicherheit auf Kreta einleiteten, auf der Insel schon sesshaft wurden. – Ein unverständlicher Ausfall gegen die oben zitierten, freilich nicht namentlich genannten Gelehrten findet sich bei F. Cassola, *La Ionia nel mondo miceneo* 306 Anm. 14.



den zentralen Gebieten, sondern mehr in den entlegenen Bereichen des Ostens und (bis dahin offenbar nur schwach besiedelten) Westens auftreten, läßt es jedoch kaum zu, besagte Einwanderung, ihre Historizität einmal vorausgesetzt, mit der Katastrophe von 1400 in ursächlichen Zusammenhang zu bringen derart, daß man mit einem Hinweis auf besagte Gräber die Meinung begründete, daß es auswärtige, vom Festland kommende Leute waren, die den Palast von Knossos zerstörten, um sich sodann ihrerseits als neue Herren auf der Insel festzusetzen. Wie dem aber auch sei – es bleibt dann immer noch die Frage offen, ob es Achäer waren, die damals Kreta heimsuchten, oder etwa die an vielbehandelter Odysseestelle (XIX 175ff.) neben den Eteokretern, Kydonen, Achäern und Doriern als Bewohner Kretas genannten Pelasger, die gewiß auch irgendwann auf die Insel kamen<sup>9</sup>. Aus späteren Ausführungen (S. 75ff.) wird sich ergeben, daß es keinesfalls angeht, die achäisch-griechische Volkszugehörigkeit von etwaigen Einwanderern der in Frage stehenden Zeiten auf die Art zu 'beweisen', daß man alles, was mit größerem oder geringerem Recht vom rein archäologischen Standpunkt aus als mykenisch anzusprechen ist, zugleich für griechisch erklärt. Es wird sich zeigen, daß diese Gleichung in vielen Fällen effektiv nicht aufgeht und folglich als Grundlage für die Ermittlung der ethnischen Zugehörigkeit der Bewohner bestimmter Gebiete überhaupt nicht anwendbar ist. Um hier bei unserem konkreten Fall zu bleiben: Die Toten in den auf Kreta gefundenen «mykenischen» Kammergräbern können an und für sich ebenso gut Pelasger oder Kydonen oder Eteokreter wie Achäer gewesen sein. Nur wenn sich mit Sicherheit behaupten ließe, daß die in diesen Zeiten auf dem Festland und den Inseln der Ägäis angelegten Kammergräber von Achäern, und ausschließlich von solchen, belegt wurden, daß wir es hier also mit einer spezifisch achäischen Grabform zu tun haben, wäre es sachlich und methodisch gerechtfertigt, besagte Gräber auf Kreta für die Achäer in Anspruch zu nehmen und aus ihnen Schlüsse auf die achäische Einwanderung und ihre zeitliche Fixierung zu ziehen. Die schon berührte Tatsache, daß solche Gräber in den Randgebieten der Insel häufiger als in den zentralen Gebieten, in denen die Achäer nach dem sprachlichen Befund vor allem saßen<sup>10</sup>, anzutreffen sind, bestärkt uns in der Meinung, daß mit der genannten Gleichung im gegebenen Falle ebenso wenig zu operieren ist wie in den anderen Fällen, die unten noch zur Sprache kommen.

In seinem Werk über die vorgriechischen Ortsnamen hat A. Fick schon vor über 50 Jahren aus den fast durchwegs «durchsichtigen» griechischen Ortsnamen auf Kreta den Schluß gezogen, daß diese Insel erst relativ spät von den Achäern und

<sup>9</sup> Für die Kydonen darf eine relativ frühe Einwanderung angesichts dessen, daß die Stadt Kydonia schon in den Knossostafeln Erwähnung findet, mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen werden. Die Notiz bei Strabo X 475, wonach die Kydonen zu den Autochthonen auf Kreta zählten, weist in die gleiche Richtung.

<sup>10</sup> Vgl. A. Thumb, *Handbuch der griechischen Dialekte*. 2. Aufl. von E. Kieckers I (1932) 146ff., dazu E. Kieckers, *Die lokalen Verschiedenheiten im Dialekt Kretas* (Diss. Marburg 1908) Karte Nr. 11.



Doriern besiedelt wurde<sup>10</sup>. Die große Zahl von kretischen Ortsnamen, die sich auf den Linear B-Tafeln von Knossos feststellen ließen<sup>11</sup>, gibt uns die Handhabe zur Überprüfung der Fickschen These: sie ist unhaltbar, wenn die Tafeln aus Knossos besagte Ortsnamen bereits aufweisen, sie kann als verifiziert gelten, wenn das Gegenteil der Fall ist, wenn also unter den zahlreichen Ortsbezeichnungen der Knossostafeln die in der Überlieferung der historischen Zeit greifbaren «durchsichtigen» griechischen Ortsnamen nicht bzw. noch nicht vorkommen. *Eben dies trifft zu!* Unter den nicht weniger als 52 kretischen Ortsnamen, die Ventris und Chadwick in den Knossostexten glaubten feststellen zu können, sind gerade die der erwähnten Fickschen Kategorie nicht vertreten, darüber hinaus aber ist zu konstatieren, daß die große Mehrzahl der kretischen Linear B-Ortsnamen in der historischen Zeit überhaupt nicht mehr nachweisbar ist; der Rest von etwa einem Dutzend Namen gehört zum größten Teil zu der Gruppe von geographischen Bezeichnungen, die schon A. Fick (a. O.) mit guten Gründen und ohne auf Widerspruch zu stoßen, als vorgriechisch ansprach. Es ergibt sich damit ein Sachverhalt, der es zusammen mit der schon berührten Tatsache, daß noch in der Odyssee (a. O.) neben den Achäern und Doriern drei un griechische Völkerschaften mit eigenen Sprachen als Bewohner der Insel in Erscheinung treten und in Verbindung mit anderen oben mitgeteilten Beobachtungen als berechtigt erscheinen läßt, die Hypothese aufzustellen, daß die griechische Herrschaft auf Kreta im 15. Jahrhundert nur Episode blieb<sup>12</sup> und die dauernde und umfassende Besiedlung der Insel durch die Griechen in einer viel späteren, nämlich in der nachminoischen Zeit erfolgte. Jedenfalls verbietet es uns die Zäsur um 1400 nebst anderen berührten Umständen, das aus den Knossostafeln für das 15. Jahrhundert zu erschließende erste Auftreten von griechischen Scharen auf Kreta ohne weiteres mit der aus den Verhältnissen der historischen Zeit zu erschließenden umfassenden Gräzisierung der Insel in ursächlichen Zusammenhang zu bringen, also das früher auf die Zeit um 1400 festgelegte Datum der griechischen Besiedlung Kretas jetzt einfach um fünfzig bis hundert Jahre hinaufzuschieben. Eine weitere Feststellung mag überflüssig erscheinen, ist es jedoch nicht im Hinblick auf das Folgende: Keinesfalls geht es an, aus den in Knossos aus der Zeit um 1400 gefundenen Tafeln den Schluß zu ziehen, daß die Träger der minoischen Kultur Griechen waren und Kreta mithin seit spätestens dem ausgehenden 3. Jahrtausend eine vorwiegend griechische Bevölkerung hatte.

<sup>10</sup> A. Fick, *Vorgriechische Ortsnamen als Quelle für die Vorgeschichte Griechenlands* (1905) 7ff.; vgl. A. Fick, *Hattiden und Danubier* (1909) 10ff.

<sup>11</sup> M. Ventris-J. Chadwick, *Documents in Mycenaean Greek* (1956) 140f.

<sup>12</sup> Nur anmerkungsweise sei erwähnt, daß die Ergebnisse der Ausgrabungen im Bereiche eines vor einem knappen Jahrzehnt bei Knossos aufgedeckten Gräberfeldes aus dem 15. Jahrhundert eine solche Annahme weiterhin insofern stützen, als die Beisetzungen – es handelt sich anscheinend um Gräber von Gefolgsleuten der damaligen griechischen Herrscher von Knossos – offenbar nicht über die Zeit der Zerstörung des Palastes hinausreichen, sondern in dieser Zeit abbrechen. Siehe darüber M. S. F. Hood und P. de Jong, *BSA* 47 (1952) 243ff.; M. S. F. Hood, *BSA* 51 (1956) 81ff., dazu F. Schachermeyr, *Anz. Alt.-wiss.* 6 (1953) 203f.; 10 (1957) 77f. und *Saeculum* 10 (1959) 65f.



Gewiß hat noch niemand mit den Knossos Tafeln in dieser Weise argumentiert, aber wir finden tatsächlich die Neigung, die festländischen Linear B-Tafeln von Pylos und Mykene in solchem Sinne auszuwerten, also in ihnen nicht mehr und nicht weniger als einen sicheren Beweis dafür zu sehen, daß die Träger der festländischen mykenischen Kultur wie auch schon diejenigen der vorhergehenden mittelhelladischen Kultur Griechen waren und die Gräzisierung von Hellas somit dem frühen 2. vorchristlichen Jahrtausend angehört<sup>13</sup>. Der Grund für diese verschiedene Bewertung der Schriftfunde hier und dort ist freilich leicht zu erkennen. Er liegt darin, daß man schon vor der Entzifferung der Linear B-Texte im allgemeinen nicht daran zweifelte, in den Trägern besagter festländischer Kulturen des 2. vorchristlichen Jahrtausends Griechen vor sich zu haben. Da die der spätmykenischen Zeit angehörenden festländischen Linear B-Texte nach der bezeichneten Richtung in Wirklichkeit natürlich nicht mehr ausgeben als die Funde von Knossos, also für eine griechische Nationalität der Träger der mittelhelladischen und mykenischen Kultur nicht das geringste beweisen, da wir ferner nach dem Dargelegten auch mit Bezug auf das Festland die Möglichkeit nicht von vorneherein ausschließen dürfen, daß eine umfassende Gräzisierung des Landes erst in den letzten Jahrhunderten des 2. Jahrtausends erfolgte, während in den früheren Jahrhunderten nur da und dort griechische Herrschaften errichtet wurden, besteht unsere Aufgabe im folgenden Abschnitt über die Verhältnisse auf dem Festland (und den Inseln der Ägäis sowie Kypros) vor allem darin, zu überprüfen, ob die Gründe stichhaltig sind, welche die ältere Forschung zu ihrer erwähnten Meinung über die Nationalität der Mittelhelladiker und Mykenäer führten. Um jedes Mißverständnis auszuschließen: Es geht nicht darum, ob in mittelhelladischer und mykenischer Zeit etwa schon eine mehr oder weniger dünne Oberschicht griechischer Nationalität über einer Masse nicht-griechischer Alteingesessener in Hellas existierte. Wenn man allgemein, wie wir sehen werden, die Kulturen der Mittelhelladiker und Mykenäer als die ersten von den Griechen hervorgebrachten Kulturen betrachtet, so heißt das nichts anderes, als daß nach herrschender Meinung damals auch schon die breiten Schichten des Volkes, aus denen die Künstler, Handwerker, Baumeister usw. hervorgingen, griechisch waren, daß sich also die

<sup>13</sup> Siehe besonders J. Chadwick, *The Decipherment of Linear B* (1958) 101, dazu die methodische Feststellung S. 103: Die Bodenfunde zeigen uns nur, daß um 1900 eine Invasion nach Hellas stattfand. «But the inference that these were the ancestors of the Greeks is based upon the knowledge that Greek was subsequently spoken in that area ...» Also die – sicher als Griechisch anzusprechenden – Texte von Pylos und Mykene aus der spätmykenischen Zeit wären tatsächlich ein hinreichender Beweis dafür, daß seit etwa 1900 in Hellas Griechisch gesprochen wurde! Chadwick machte sich gewiß nicht klar, daß er mit solcher Argumentation auch beweisen könnte, daß man seit dem 5. Jahrhundert in England Französisch redete und die damals in England einbrechenden Angeln und Sachsen in Wirklichkeit gar nicht Angeln und Sachsen, sondern romanisierte Normannen waren. – Es sei im übrigen schon hier vermerkt, daß die von Chadwick in diesem Zusammenhang getroffene Feststellung, daß die griechischen oder angeblich griechischen Eigennamen in den Pylostexten «belong equally to all classes of society» einer genaueren Überprüfung nicht standhält; vgl. vorläufig O. Landau, *Mykenisch-griechische Personennamen* (Studia Graeca et Latina Gothoburgensia 7 [1958]) besonders S. 268.



freie Bevölkerung von Hellas in den damaligen Zeiten in der Hauptsache mit dem deckte, was wir als griechisches Volk bezeichnen dürfen. Die unten zu behandelnde zentrale Rolle, die speziell die mykenische Kultur bzw. ihre Hinterlassenschaft überall dort spielt, wo man sich bemüht, einerseits die Einwanderung der Griechen in Hellas zeitlich festzulegen und andererseits eine Vorstellung von der späteren Ausbreitung der Griechen über die ägäische und ostmittelländische Welt zu gewinnen, ist nur von hier aus verständlich.

## II

Als H. Schliemann auf dem Burgberg von Mykene das innerhalb der späteren Burgmauer gelegene Schachtgräberrund aufdeckte, gab es für den begeisterten Griechenfreund, der die Sage naiv für Geschichte hielt, keinen Zweifel darüber, die Gräber des Agamemnon und seiner zusammen mit ihm von Aigisthos und Klytaimnestra ermordeten Angehörigen und Genossen gefunden zu haben, und ebenso stand für ihn fest, daß die bis dahin unbekannte Kultur, die sich in den Grabbeigaben und anderen Funden großartig manifestierte, bereits von Griechen geschaffen war. Die gelehrte Welt von damals erkannte zwar bald, daß besagtes Gräberrund mit dem homerischen Agamemnon nicht mehr zu tun hatte als der «Schatz des Priamos» aus der Schicht «Troja II» mit eben diesem mythischen Herrscher von Ilion, war aber andererseits, von wenigen Skeptikern abgesehen, zu denen freilich führende Altertumswissenschaftler der Zeit wie F. Dümmler, W. Helbig, U. Köhler und F. Studniczka zählten, durchaus bereit, sich die Schliemannsche Gleichung mykenische Kultur = frühe griechische Kultur zu eigen zu machen. Wie es zu diesem Consensus der Forschung innerhalb kurzer Zeit kommen konnte, ist angesichts dessen, daß ein umfassender Beweis für die griechische Nationalität der Träger der neu entdeckten Kultur nirgends gegeben wurde, nicht leicht zu verstehen. Die Autorität A. Furtwänglers, der sich als einer der ersten Archäologen für das Griechentum der Träger der mykenischen Kultur aussprach, mag das Ihrige dazu beigetragen haben. Für die Situation, die sich solcherart herausbildete, ist es höchst bezeichnend, daß in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts verschiedene Gelehrte daran gehen konnten, die besagte Gleichung als scheinbar völlig gesicherte Grundlage für die Behandlung des Problems der zeitlichen Ansetzung der Einwanderung der Griechen zu benutzen, was praktisch darauf hinauslief, daß nun vorausgesetzt wurde, was vorerst zu beweisen war<sup>14</sup>.

<sup>14</sup> Beispiele: K. J. Beloch (*Griech. Gesch.* I<sup>2</sup> 1, 71) geht bei der Behandlung der Frage, wann die Einwanderung der Griechen erfolgte, von der Feststellung aus, daß die Differenzierung der griechischen Dialekte zur Zeit der Besitznahme der Inseln der Ägäis, «also in der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends», bereits im wesentlichen vollendet war. Beloch sagt uns weder hier noch sonst irgendwo, wie er zu besagter Datierung der Kolonisation der ägäischen Inseln kam, doch ist klar, daß ihn nur die mykenischen Funde auf den Inseln dazu geführt haben können, die Datierung der griechischen Besiedlung in die erwähnte Zeit als gesichert zu betrachten (s. freilich a. O. 139!). – Einen klassischen Fall von Zirkelschluß bietet C. D. Buck, *Cl. Phil.* 21 (1926) 24: Aus den mykenischen Funden wird gefolgert, daß sich die Griechen im frühen 14. Jahrhundert über die Ägäis ausbreiteten, und daraus der Schluß gezogen, daß das Festland in mykenischer Zeit bereits griechisch war! Ähnlich argumentiert G. de Sanctis, *Storia dei Greci dalle origini alla fine del secolo V I* (1940) 151.



Sachlich kaum überzeugender war das Vorgehen Ed. Meyers (Gesch. des Altertums I<sup>7</sup> 2, 808), der auf Grund der sehr anfechtbaren (s. unten) Annahme, daß die Griechen der historischen Zeit keinerlei Erinnerung mehr an ihre Einwanderung hatten, diese letztere ins 3. Jahrtausend v. Chr. glaubte datieren zu müssen, womit für ihn natürlich zugleich feststand, daß die Mykenäer Griechen waren. Während also die meisten anderen Gelehrten dieser Zeit vom (vorausgesetzten) griechischen Volkstum der Mykenäer auf eine entsprechend frühe Einwanderung der Griechen schlossen, ergab sich für Ed. Meyer umgekehrt die griechische Nationalität der Mykenäer aus der vermeintlichen Tatsache der frühen Einwanderung.

Mittlerweile hatte freilich die Entdeckung einer mit der mykenischen Kultur engstens verwandten Kultur auf Kreta bzw. die Neigung des Entdeckers A. Evans, nun alles Mykenische als Werk kretischer Handwerker oder Kolonisten auf dem Festland zu verstehen, dazu geführt, daß man gleichsam nachträglich nach wirklich handfesten Argumenten für das Griechentum der Mykenäer Ausschau hielt. Man ging dabei den einzigen Weg, der überhaupt gangbar schien, indem man alles das, was die mykenische Kultur tatsächlich oder scheinbar von der minoischen unterscheidet, herausstellte und für griechisch und nordisch erklärte. Insbesondere betrachtete man das Megaron, das man hier und dort im mykenischen Bereich aufdeckte, als einen Beweis für die nordische Herkunft der Mykenäer und damit zugleich auch als einen Beweis für deren Griechentum. Die Kuppelgräber und die 'zyklopischen' Befestigungsanlagen galten ebenso als Denkmäler «nordischer Baugesinnung» und als «vollkommene Offenbarung des echten und edelsten Hellenentums» (Wilamowitz) wie der Inhalt der Schachtgräber als Zeugnisse für «echtes Ritter- und Wikingertum», das nur den nordischen Griechen, nicht auch den Kretern eignete. Der in der mykenisch-festländischen Keramik (jedenfalls nach Meinung der in diese Richtung gehenden Forscher) greifbare «tektonische Formbegriff» galt verläßlich als «Ausdruck des frühen Griechentums» und die mykenische Kunst allgemein, im Gegensatz zur kretischen, als «Ausfluß eines starken Volkstums», das dann wohl nur das griechische Volkstum sein konnte.

Seitdem wir, vorsichtig ausgedrückt, mit der Möglichkeit rechnen müssen, daß die Griechen nicht die ersten Indogermanen waren, die in den Südzipfel der Balkanhalbinsel einwanderten, daß ihnen vielmehr ein anderes indogermanisches Volk voranging<sup>15</sup>, ist allen diesen Schlüssen aus unminoischen oder vermeintlich unminoischen Zügen der mykenischen Kultur auf griechische Nationalität von deren Trägern der Boden entzogen. Wir müssen aber gleich hinzufügen, daß schon vorher gerade die scheinbar besonders schwerwiegenden Argumente für das Griechen-

<sup>15</sup> Siehe vor allem V. Georgiev, *Vorgriechische Sprachwissenschaft*, 2 Teile (1941/1945), wo auch schon die Meinung vertreten wird, daß besagtes indogermanisches Volk erst in nachmykenischer Zeit von den Griechen abgelöst wurde. Siehe ferner A. J. van Windekens, *Le Pélasgique, Essai sur une langue indo-européenne préhellénique* (1952); ders., *Contributions à l'étude de l'onomastique pélasgique* (1954); W. Merlingen, *Das «Vorgriechische» und die sprachwissenschaftlich-vorhistorischen Grundlagen* (1955), dazu A. Heubeck, IF 74 (1959) 196 ff.; H. Krahe, *Indogermanische Sprachwissenschaft I* (Sammlung Götschen 59, 1958) 18; ders., *Gnomon* 30 (1958) 248 ff.



tum der Mykenäer durch neue Ergebnisse der Bodenforschung hinfällig wurden. Das Megaron ließ sich im ägäisch-kleinasiatischen Bereich bis in die Zeiten zurückverfolgen, in denen es gewiß noch keine Griechen gab, die Rundgräber mit ihren Kuppelkonstruktionen erwiesen sich immer mehr als eine mediterrane, jedenfalls nicht von Norden eingeführte Bauform, es wurden mykenische Herrensitze aufgedeckt, denen in ihrer Anlage (man denke nur an das Fehlen eines monumentalen Mauerringes beim messenischen Pylos!) Züge eignen, die man früher gerade als typisch minoisch und zugleich als ausgesprochen unmykenisch beurteilte. Es ließ sich aus den Bodenfunden für die Zeiten zwischen dem ausgehenden 13. Jahrhundert und dem beginnenden 1. vorchristlichen Jahrtausend eine ganze Reihe von Einwanderungswellen im griechischen Raum nachweisen (s. V. Milojevič, AA 63/64 [1948/49] Sp. 12ff.), womit das freilich ohnehin kaum überzeugende Hauptargument M. P. Nilssons (Homer and Mycenae [1933] 70) für eine frühe Einwanderung der Griechen in Wegfall kam: da es nicht möglich sei, in den Jahrhunderten nach dem Ende der mykenischen Kultur mehr als die eine Dorische Wanderung unterzubringen, müsse Hellas in der mykenischen Zeit bereits von den vordorischen Stämmen besiedelt gewesen sein<sup>16</sup>.

Die neueren Ausgrabungsergebnisse haben somit die Grundlage, auf der die Gleichsetzung der Mykenäer mit den vordorischen Griechen durch Jahrzehnte ruhte, schrittweise zerstört. Wenn die Forschung zögerte, die notwendigen Konsequenzen daraus zu ziehen, sondern an ihrer alten Meinung weiterhin festhielt, so mag dies, soweit sie sich des besagten Sachverhaltes bewußt wurde, damit zusammenhängen, daß in den gleichen Zeiten die Ausgrabungen mit Bezug auf die Verhältnisse im beginnenden 2. Jahrtausend ein Bild ergaben, das manche Gelehrte ermutigte, hier den Hebel für die chronologische Fixierung der Einwanderung der vordorischen Griechen und damit auch für die Klärung der Frage nach der Nationalität der Mykenäer erneut anzusetzen. Halten wir uns an die letzte vor der Entzifferung von Linear B durchgeführte einschlägige Erörterung<sup>17</sup>.

Mit vollem Recht wird hier ausgegangen von der Tatsache, daß sich die Dialekte der vordorischen Einwandererstämme schon völlig durchsetzten und – unbeschadet eines vor allem in den Eigennamen und «Kulturwörtern» greifbaren recht umfangreichen «ägäischen Substrates» (s. unten) – in ihrem Aufbau offenbar nicht wesentlich von der Sprache (oder den Sprachen) der vorgriechischen Landesbewohner beeinflusst wurden, daß wir uns demgemäß die Einwanderung der vordorischen griechischen Stämme der Ionier usw. nicht als ein allmähliches Einsickern einzelner zahlenmäßig nicht sehr starker Scharen vorstellen dürfen, sondern nur als eine große Wanderbewegung, die bereits eine gänzliche oder doch jeden-

<sup>16</sup> Es ist bemerkenswert, daß sich Nilsson selbst durch diese Argumentation nicht abhalten ließ, die Frage der Nationalität der Mykenäer gleich im folgenden Kapitel (S. 71ff.) ganz neu zu stellen. – Daß die Bodenfunde uns nötigen, mehr als eine Großinvasion in Hellas in den fraglichen Jahrhunderten anzunehmen, sahen bereits F. Schachermeyr (Klio 33 [1940] 129f.) und J. Wiesner (siehe zuletzt *Vor- und Frühzeit der Mittelmeerländer I* [1943] 126).

<sup>17</sup> F. Schachermeyr, RE XXII Sp. 1489ff., vgl. auch schon M. P. Nilsson, *Homer and Mycenae* 27 und 59.



falls sehr weitgehende Gräzisierung der hellenischen Halbinsel bewirkte. Eine solche Invasion muß aber archäologisch greifbar sein. Tatsächlich haben nun die neueren Ausgrabungen zahlreiche Brandschichten an Fundstellen in Mittelgriechenland und in der nördlichen Peloponnes aufgedeckt, die uns den Eindruck aufdrängen, daß im beginnenden 2. Jahrtausend v. Chr. wenigstens die erwähnten Gebiete eine neue Bevölkerung erhielten, während andererseits das archäologische Material der folgenden Jahrhunderte der mittellhelladischen und mykenischen Epoche ein «ungestörtes Kontinuum der Besiedlung» bis ins späte 13. Jahrhundert bezeugt und damit die Annahme, daß es in diesen Zeiten zu einer Invasion wirklich großen Ausmaßes kam, kaum zuläßt. Der Schluß von den Brandschichten des beginnenden 2. Jahrtausends auf die damals schon über das Land hereinbrechende Einwanderung der Gesamtheit der vordorischen Griechen schien bei dieser Sachlage zwingend zu sein, aber freilich nur, wenn man voraussetzte, daß die Mykenäer bereits Griechen waren. Nur so ist es verständlich, daß die Möglichkeit, daß die zahlreichen Brand- und Zerstörungsspuren der spät- und nachmykenischen Zeit auf den Einbruch der Ionier, Äoler und Südachäer zu setzen seien, ganz außer Betracht blieb, und zwar in den Überlegungen eines Forschers, der im Gegensatz zu den meisten anderen Gelehrten damals bereits klar erkannte, daß es nicht angeht, die Katastrophen, von denen die mykenische Welt im späten 13. und im 12. Jahrhundert heimgesucht wurde, ohne weiteres mit der (von ihm gewiß mit Recht in eine spätere Zeit gesetzten) Dorischen Wanderung in Verbindung zu bringen.

Halten wir noch einmal fest, daß die Grundlage, die man für die im späten 19. Jahrhundert entstandene Auffassung von der griechischen Nationalität der Mykenäer (und Mittellhelladiker) gleichsam nachträglich im Zuge der Auseinandersetzung mit A. Evans schuf, durch die Fortschritte der Forschung, insbesondere der Bodenforschung, als brüchig erwiesen wurde, daß aber trotzdem besagte Meinung fortbestand. Wir verstehen nun, wie man zu der oben S. 63 erwähnten Auswertung der festländischen Linear B-Texte kommen konnte, obwohl die Situation auf Kreta die Unzulässigkeit solcher Argumentation auf den ersten Blick erkennen läßt: War man sich ohnehin darin einig, daß die Träger der mykenischen Kultur bereits Griechen waren, so ergab es sich ganz von selbst, daß man die festländischen Linear B-Texte aus der spätmykenischen Zeit als weitere Zeugnisse für diesen Sachverhalt wertete.

Die behandelten Verhältnisse auf Kreta und der (in der einschlägigen Literatur wenig beachtete) Umstand, daß der Schrift Linear B nicht nur auf Kreta, sondern auch auf dem Festland andere Schriftsysteme vorausgingen und möglicherweise noch neben Linear B in Gebrauch blieben<sup>18</sup>, zwingen uns demgegenüber zu der

<sup>18</sup> Den Beweis hierfür erbrachten vor allem die Ausgrabungen in Dorion-Malthe, wo anscheinend schon in mittellhelladischer Zeit eine Schrift entwickelt wurde, die einerseits mit kretisch Linear A, andererseits mit der kyprominoischen Schrift Gemeinsamkeiten aufweist, s. dazu M. T. Valmin, *The Swedish Messenia Expedition* (1938) 389ff., bes. 396. Vgl. ferner S. Bernabé-Brea, *Minos* 2 (1952/53) 5ff. (Linear A-Zeichen auf provinzieller mykenischer



Feststellung: Die genannten Texte sind nicht geeignet, der alten Meinung, daß die Stämme der Ionier, Äoler und Südachäer schon im beginnenden 2. Jahrtausend ins Land kamen und im 16. Jahrhundert die mykenische Kultur hervorbrachten, die feste Grundlage zu geben, die ihr bisher mangelte. Sie beweisen nicht mehr und nicht weniger als die Tafeln von Knossos für den kretischen Bereich, also nur dies, daß an verschiedenen Stellen des hellenischen Festlandes<sup>19</sup> in der Zeit vor der Zerstörung der betreffenden Plätze «Linear B-Griechen» saßen. Seit wann die Plätze von solchen Griechen besetzt waren und wie weit diese Okkupation auch andere Städte und Landschaften erfaßt hatte, darüber sagen die bewußten festländischen Texte wiederum nicht mehr als die Texte von Knossos für ihren Bereich. Und wir dürfen hinzufügen: Wenn die kretischen Tafeln bzw. ihre Entzifferung die schon vorher durch den archäologischen Befund nahegelegte und durch neuere Ausgrabungen erhärtete Auffassung, daß die Besiedlung des Großteils von Kreta durch die Griechen erst im ausgehenden 2. Jahrtausend erfolgte, nicht widerlegen, sondern im Gegenteil weiterhin stützen, so führt uns das von selbst zu der schon oben berührten Frage: Haben wir nicht auch für Hellas zu erwägen, ob es zunächst nur zu Vorstößen einzelner, vom griechischen Volkskörper abgesplitteter Gruppen von Herren und Gefolgschaften kam und erst später eine wirkliche Gräzisierung des Landes erfolgte?

Der Gang der Untersuchung hat uns an den Punkt gebracht, an welchem wir konstatieren müssen, daß sich, wie die Dinge liegen, zwei Möglichkeiten gegenüberstehen. Die eine ist die, daß die herrschende Meinung doch zutrifft, daß also die großen Stämme der Ionier, Äoler und Südachäer tatsächlich bald nach 2000 v. Chr., jedenfalls noch vor der Entfaltung der mykenischen Kultur von Norden her in Hellas einwanderten, später die genannte Kultur hervorbrachten und um 1200 oder bald danach bis auf einzelne Teilstämme den Doriern und Nordwestgriechen zum Opfer fielen. Die zweite Möglichkeit kann nach dem Dargelegten als Arbeitshypothese mit folgenden Sätzen umschrieben werden: Die Brandschichten der Zeit kurz nach 2000 gehen nicht auf Konto der ersterwähnten griechischen Stämme, sondern auf das anderer, wohl noch vorgriechischer Einwanderer. Zu einem nicht näher zu bestimmenden Zeitpunkt setzen sich dann in einzelnen Gebieten der mykenischen Welt griechische Scharen fest, deren Führern es –

Keramik der Stufe SM III A 2!). B. Neutsch, AA 1954, 518f.; A. G. Buchholz, *Minos* 3 (1954/55) 133ff.; E. Grumach, OLZ 52 (1957) Sp. 296ff.; S. Marinatos, *Festschr. für J. Sundwall* 226. Schon A. Evans vermutete, daß vor Linear B auch Linear A auf dem Festland in Gebrauch war (*The Palace of Minos at Knossos* IV 746).

<sup>19</sup> Außer an Pylos und Mykene wird man auf Grund der dort gefundenen Vasen mit Aufschriften in Linear B vor allem noch an Theben denken. Aber solange es uns nicht möglich ist, zu einer sicheren Lesung dieser Aufschriften zu kommen, können wir mit ihnen in diesem Zusammenhang kaum operieren, da wir mit der Möglichkeit, daß Linear B zunächst auch noch für eine ungriechische Sprache verwendet wurde, rechnen müssen. Vgl. dazu E. Grumach, OLZ 52 (1957) Sp. 296ff. und F. Schachermeyr, *Anz. Alt.-wiss.* 11 (1958) 200 und *Saeculum* 10 (1959) 69ff. Schlüsse aus den einzelnen in Orchomenos, Eleusis, Tiryns und Asine gefundenen, bis heute ebenfalls unverständlichen Vasenaufschriften (mit zum Teil nach Kypros weisenden Zeichen) wären übrigens auch deshalb unzulässig, weil es sich in allen diesen Fällen um Import handeln kann.



ebenso wie etwa den Führern der zahlreichen indogermanischen Schwärme, die in entsprechender Weise in der gleichen Epoche weite Gebiete des vorderen Orients heimsuchten – gelang, Herrschaften zu gründen und über mehr oder weniger große Teile der übrigen, noch ganz oder vorwiegend von einer vorgriechischen Bevölkerung bewohnten Gebiete der Halbinsel auszudehnen. Diese Herrschaften fielen zusammen mit den etwa noch existierenden Fürstentümern nicht-griechischer Herren den großen Stämmen der Ionier, Äoler und Südachäer zum Opfer, die im ausgehenden 13. und im 12. Jahrhundert von Norden her in Hellas einströmten. Bald danach wurde ein Teil dieser Stämme durch die Dorier und Nordwestgriechen aus seinen Wohnsitzen verdrängt bzw. überlagert.

Die Aufgabe, der wir nun gegenüberstehen, ist klar vorgezeichnet: Wir haben die beiden Möglichkeiten vor uns und müssen versuchen, zu klären, welche von ihnen dem tatsächlichen geschichtlichen Sachverhalt entspricht. Das kann nur geschehen, indem wir von dem in den obigen Darlegungen neu gewonnenen Standpunkt aus das einschlägige Material neu befragen.

### III

Wir beginnen mit einer ganz summarischen Überprüfung der kulturellen Hinterlassenschaft der sogenannten Mittelhelladiker und Mykenäer. Die von den ersteren hervorgebrachte «minysche» und «mattbemalete» Keramik weist bekanntlich keinerlei Beziehungen zu den nördlichen Bereichen auf, aus denen die Griechen allem Anschein nach kamen, sondern allenfalls Beziehungen nach dem Osten<sup>20</sup>, wozu sich gut die Tatsache fügt, daß einige nach Ausweis der Bodenfunde sicher erst in mittelhelladischer Zeit gegründete Städte wie Krisa und Eleusis ungrische Namen tragen, deren einer – Krisa – gleich vielen anderen ungrischen Ortsnamen des hellenischen Raumes im südwestlichen Kleinasien sein Gegenstück hat. Die Verteilung der Brandschichten in Hellas (und die Tatsache, daß eine solche Schicht an dem in Thessalien, bei Gremnos, neuerdings ausgegrabenen vorgeschichtlichen Platz offenbar fehlt, s. V. Milošević, *Historia* 4 [1955] 470) macht es ebenfalls unwahrscheinlich, daß die Neuankömmlinge aus dem Norden nach Hellas einwanderten. Hinsichtlich der mykenischen Kultur wollen wir nur feststellen, daß alle Versuche der letzten Jahrzehnte, in ihr spezifisch griechische Komponenten nachzuweisen, an der Tatsache nichts ändern konnten, daß diese Kultur nicht nur engste Beziehungen zur kretischen Kultur aufweist, sondern auch vieles mit dieser letzteren gemein hat, was wir als ausgesprochen ungrisch, unter dem Aspekt der späteren griechischen Kultur betrachtet, bezeichnen müssen – man denke nur an die sich nach unten verjüngende Säule, an die in der Wandmalerei hervortretende Neigung, die Ecken der Räume zu ignorieren, an die Bedeutung der Frau in der Gesellschaft und im Kultus, die uns bekannte in Theben, Mykene und Tiryns aufgedeckte Fresken ebenso zu Bewußtsein bringen wie die unzähligen weiblichen Idole, die aus spätmykenischen Häusern und Gräbern zu

<sup>20</sup> Vgl. dazu jetzt J. Mellaart, *AJA* 62 (1958) 9ff.



tage kamen<sup>21</sup>. Daß daneben, wie vor allem A. Furumark gezeigt hat, auf dem Gebiete der Gefäßformen wie bekanntlich auch auf dem der Architektur die mykenische Kunst gegenüber der minoischen eine gewisse Selbständigkeit wahren konnte, indem sie etwa ein mittelhelladisches Erbe fortsetzte und in verschiedenen Zeiten mehr oder weniger stark zur Geltung brachte, fällt demgegenüber in unserem Zusammenhang um so weniger ins Gewicht, als ja auch die mittelhelladische Kunst nichts aufweist, was sie zwingend als nordisch-griechisch legitimieren könnte<sup>22</sup>.

Es darf in diesem Zusammenhang auf die Ergebnisse der anthropologischen Untersuchungen hingewiesen werden, die in den letzten Jahrzehnten an Material der mittelhelladischen, mykenischen und submykenischen Zeit durchgeführt wurden. Die einschlägigen Veröffentlichungen lassen deutlich erkennen, daß die damit befaßten Anthropologen und Rasseforscher<sup>23</sup> auf Grund dessen, was ihnen von historischer und archäologischer Seite darüber mitgeteilt wurde, mit der mehr oder weniger sicheren Erwartung an die Sache herangingen, ein vorwiegend nordisches Material zu finden. Die Ergebnisse, zu denen sie kamen, entsprachen diesen Erwartungen freilich keineswegs: Von einzelnen möglicherweise als nordisch anzusprechenden Schädeln bzw. Skeletten abgesehen, ergab sich ganz eindeutig sowohl für die mittelhelladische als auch für die mykenische und submykenische Zeit eine vorwiegend mediterrane kleinwüchsige Bevölkerung mit verschiedenen fremden Einschlägen. Dieser Befund hätte wenig Bedeutung, könnte die Einwanderung der vordorischen Stämme als ein allmähliches Einsickern zahlenmäßig nicht sehr starker Scharen verstanden werden, aber er wiegt schwer angesichts der herausgestellten Tatsache, daß der sprachliche Befund zu der Annahme einer Invasion großen Ausmaßes zwingt<sup>24</sup>. Der anthropologische Befund ist somit der

<sup>21</sup> Vgl. zu diesen Idolen und ihrem Charakter eben als Götteridole F. Matz, *Handbuch der Archäologie* II 1, 291 Anm. 5 (mit weiterer Literatur). Auf die Versuche einzelner Forscher, den kultischen Darstellungen auf mykenischen Ringen, Gemmen usw. jeden Wert als Quelle für die Erkenntnis der religiösen Vorstellungen der Mykenäer abzusprechen, soll an anderem Ort eingegangen werden.

<sup>22</sup> In A. Furumarks zusammenfassender Beurteilung der mykenischen Kultur der Zeit zwischen 1550 und 1400 als einer Begegnung zwischen der «Mediterranean culture of LM I–II Crete» und «the essentially European Middle Helladic civilisation of the Greek Mainland» (*Opusc. Arch.* VI 271, vgl. 187) wird gewiß der nicht-minoische Anteil stark überschätzt, davon abgesehen, daß die Beurteilung des letzteren als «seinem Wesen nach europäisch» in Furumarks eigenen Darlegungen keine Stütze hat. – Eine methodische Bemerkung sei hier angefügt: Wenn gelegentlich die Meinung vertreten wird, daß in der geometrischen Kunst des frühen 1. Jahrtausends v. Chr. eine mittelhelladische Komponente erneut stark hervortritt, so mag das richtig sein, aber es ist ein Trugschluß, wenn daraus gefolgert wird, daß somit die mittelhelladische Kunst bereits griechisch gewesen sei.

<sup>23</sup> Siehe besonders C. M. Fürst, *Zur Anthropologie der prähistorischen Griechen in Argolis*, Lunds Universitets Årsskrift N.F. Avd. 2 Bd. 26 Nr. 8 (1930); E. Fischer bei G. Karo, *Die Schachtgräber von Mykene* (1930) 320ff. Weitere Literatur unten S. 72 Anm. 27.

<sup>24</sup> Von den mykenischen Skelettfunden sind die des Gräberrundes B m. W. noch nicht veröffentlicht. Nach den Hinweisen bei G. Mylonas, *Ancient Mycenae* (1957) 174 und passim liegt die Vermutung nahe, daß es sich hier um Leute handelt, die wenigstens zum Teil rassisch von den Inhabern des Gräberrundes A wie auch von den sonstigen damaligen Bewohnern der Gegend verschieden waren. Nach der Körpergröße könnte es sich wohl um nordische Menschen handeln, doch passen die wiederholten Hinweise auf besonders massigen und robusten Habitus gerade auf die nordische Rasse sehr schlecht, dagegen gut auf die bekanntlich auch hochgewachsene und übrigens auch sonst noch für diese Zeit nachweisbare



herrschenden Auffassung ebenso wenig günstig wie das Bild der Kulturen, die diese Menschen der mittelhelladischen und mykenischen Zeit hervorbrachten.

Wir wenden uns einem weiteren Punkt zu, dem in unserem Zusammenhang eine besondere Bedeutung zukommt. Es handelt sich, kurz gesagt, darum, daß der Fortschritt der Bodenforschung nicht nur die Argumentation mit dem Megaron und andere erwähnte Versuche einer nachträglichen Fundierung der hier bekämpften Meinung als hinfällig erwies, sondern darüber hinaus zu einer immer größeren Diskrepanz zwischen dem führte, was wir unter dem Aspekt der *communis opinio* betrachtet erwarten müssen und dem, was die Funde für die Verhältnisse und Vorgänge im 2. vorchristlichen Jahrtausend tatsächlich ergeben.

Wir wollen kein übermäßiges Gewicht darauf legen, daß als mykenisches «Rückzugsgebiet» nicht etwa, wie man es wohl erwarten müßte, vornehmlich Arkadien archäologisch faßbar ist, sondern weit eher Landschaften, die nachweislich in den Zeiten der Dorischen Wanderung eine neue Bevölkerung erhielten wie Achaia und Kephallenia und daß andererseits in einem Teil dieser Gebiete ein vordorisches griechisches Substrat nicht nachweisbar ist. Größere Aufmerksamkeit verdient der Umstand, daß die griechischen Landschaften, die von der Dorischen Wanderung nachweislich nicht betroffen wurden, in allen Fällen, in denen eine Aussage auf Grund von Ausgrabungen überhaupt möglich ist, mit Bezug auf die Verhältnisse im ausgehenden 13. und im 12. Jahrhundert keinen anderen Befund aufweisen als die anderen Gebiete, also von den damaligen Invasionen ebenso wie die letzteren heimgesucht wurden, woraus sich uns ergibt, daß wir es (noch) nicht mit den Doriern und Nordwestgriechen zu tun haben, sondern eben mit den Stämmen, die vor den Doriern den gesamten Raum der hellenischen Halbinsel in Besitz nahmen.

Die neueren Ausgrabungen in Athen zeitigten ein Bild, das im ganzen durchaus dem der Ausgrabungen in Mykene und Tiryns entspricht<sup>25</sup>: Etwa gleichzeitig mit der Zerstörung der außerhalb der Burg liegenden Gebäude in Mykene und etwa noch des Palastes im messenischen Pylos fiel auch in Athen die am Fuße der Akropolis gelegene mykenische Siedlung einer feindlichen Invasion zum Opfer, ohne in der Folgezeit – auch dies eine Parallele zu Mykene – wieder aufgebaut zu werden. Bekanntlich sind dann im Laufe des 12. Jahrhunderts die Burgen in der Argolis entweder auch zerstört worden oder doch jedenfalls verödet, woraus man mit Recht folgerte, daß damals die mykenischen Herrschaften endgültig ihr Ende

Cro-Magnon-Rasse, vgl. etwa M. Boule–H. Vallois, *Fossile Menschen* (1954) 243f. – Wenn mit Berufung auf Fürst gelegentlich behauptet wird, daß die Toten des Gräberrundes A als vorwiegend nordisch anzusprechen seien, so entspricht das weder den Tatsachen noch auch dem, was man bei Fürst darüber lesen kann. Übrigens weisen auch die Goldmasken aus dem Gräberrund A verschiedene ausgesprochen unnordische Züge auf; wir erwähnen nur die oberhalb der Nasenwurzel zusammengewachsenen Augenbrauen auf einem Teil der Masken.

<sup>25</sup> Siehe O. Broneer, *Hesperia* 2 (1933) 351ff.; 4 (1935) 109ff.; *AJA* 52 (1948) 111ff.; *Antiquity* Nr. 117, 30 (1956) 9ff. Vgl. H. T. Wade-Gery, *AJA* 52 (1948) 115; J. Bérard, *Studies presented to David M. Robinson I* (1951) 135ff.; C. H. Whitman, *Homer and the Heroic Tradition* (1958) 46ff.



fanden und das ganze Land in den Besitz der neuen Einwanderer kam. Wiederum finden wir den gleichen Sachverhalt bei Athen: Auch hier verödete die mykenische Burg, wenn wir von den Leuten absehen, die sich in dem alten Gemäuer hier nicht anders als etwa in Tiryns einnisteten. Die Brunnenanlagen, welche die mykenischen Burgherren in Athen gleich ihren Genossen in der Argolis im 13. Jahrhundert in Erwartung der kommenden Stürme gebaut hatten, um lange Belagerungen besser überstehen zu können, blieben in keinem Falle, auch nicht im Falle Athens, über die Zeiten der großen Invasionen hinaus in Benutzung, sondern verfielen oder dienten, wie in Athen, als Ablageplatz für Schutt.

Das Aufkommen der Leichenverbrennung an Stelle der in der mykenischen und noch in der submykenischen Zeit herrschenden Bestattung in Athen möchte H. L. Lorimer (*Homer and the Monuments* [1950] 105) mit der Einwanderung von Achäern in Verbindung bringen, die durch die Dorier aus ihren bisherigen peloponnesischen Wohnsitzen verdrängt worden wären und in Attika zur Verbrennung der Leichen übergingen, da sie hier, auf fremdem Boden, die Gräber der Vorfahren nicht mehr hätten schützen können. Vielleicht läßt sich (wir sind uns freilich des hypothetischen Charakters dieser Hinweise voll bewußt) eine weniger gezwungene Erklärung von unserem Standpunkt aus gewinnen. Wir sehen, daß das Hervortreten des Leichenbrandes in Zusammenhang steht mit dem Aufkommen eines neuen Stils in der Keramik, des protogeometrischen, der zwar, wie die von W. Kraiker und K. Kübler durchgeführten Kerameikosgrabungen ergeben haben, ganz eng an den submykenischen Stil anknüpfte, aber doch bald, wie oft betont wird<sup>26</sup>, so völlig Neues zeitigte, daß die Annahme wenigstens nahe liegt, daß hier die Künstler eines hochbegabten neuen, d. h. durch Verschmelzung von Einwanderern mit der alteingesessenen Bevölkerung neu entstandenen Volkes am Werke waren, die aus gelehrigen Schülern der Nachfahren der Mykenäer bald selbst zu Meistern mit neuen eigenen Konzeptionen wurden. Wir müssen ferner berücksichtigen, daß den Inhabern der protogeometrischen Brandgräber im Gegensatz zu denen der mykenischen und submykenischen Gräber, wo das durchaus Ausnahme war, die Waffen beigegeben wurden; auch dies ein Umstand, der es empfiehlt, das Aufkommen der Leichenverbrennung in Athen mit dem Erscheinen eines neuen Volkes in Zusammenhang zu bringen, der aber zugleich die Ansicht Lorimers, daß es mykenische Achäer waren, die die Verbrennung nach Athen brachten, vollends unakzeptabel macht, dafür auf nordischen Ursprung der Einwanderer deutet (vgl. W. Kraiker a. O. 172) und zugleich darauf, daß die neue Bevölkerung in Athen eine waffentragende Oberschicht bildete. Wir haben schließlich den von E. Breitinger und J. L. Angel verarbeiteten anthropologischen Befund der submykenischen Gräber<sup>27</sup>, der beweist, daß diese Menschen gleich den Mittel-

<sup>26</sup> Siehe B. Schweitzer, *Gnomon* 10 (1934) 334ff.; T. C. Skeat, *The Dorians in Archeology* (1934) 26; W. Kraiker a. O. 174; J. Wiesner, *Vor- und Frühzeit der Mittelmeerländer* I 133f.; F. Matz, *Handbuch der Archäologie* a. O. 305; V. R. A. Desborough, *Protogeometric Pottery* 119.

<sup>27</sup> E. Breitinger bei W. Kraiker-K. Kübler, *Kerameikos* I 223ff.; J. L. Angel, *Hesperia* 14 (1945) 279ff.



helladikern und Mykenäern einem ganz vorwiegend mediterranen, sehr kleinwüchsigen Volk angehört haben. Stellen wir dazu noch in Rechnung, daß tatsächlich auch sonst in der Welt des Balkans und der Apenninenhalbinsel gerade in der damaligen Zeit im Zuge der Urnenfeldwanderung und der Ägäischen Wanderung neue Völker mit Brandbestattung auftreten, so mag immerhin der Gedanke zu erwägen sein, daß das Aufkommen des Leichenbrandes in Attika in einer nachweislich von Invasionen heimgesuchten Zeit auf eine damals bzw. kurz vorher erfolgte Überschichtung der alten Landesbewohner durch neue Einwanderer aus dem Norden zurückzuführen ist<sup>28</sup>. An einen «gänzlichen Bevölkerungswechsel» kann freilich, wie Kraiker mit Recht betont (a. O. 11), nicht gedacht werden; weisen doch sowohl der archäologische Befund als auch die literarische Überlieferung darauf hin, daß die alte Bevölkerung von den Einwanderern nicht ausgerottet wurde, daß vielmehr in Athen selbst wie insbesondere auch in den übrigen attischen Gebieten mehr oder weniger starke «pelasgische» Volksgruppen fortexistierten, um allmählich im Stamme der Ionier aufzugehen, soweit sie nicht vorher freiwillig oder gezwungenermaßen das Land verließen. Von der attischen Tetrapolis – Marathon, Oinoe, Trikorynthos und Probalinthos – wußte man bekanntlich noch in später Zeit, daß sie früher *Υττηρία* hieß, also einen Namen hatte, der von etruskisch *huθ* = ‘vier’ und dem lykischen Ortsnamen *Υττηνα* nicht zu trennen ist<sup>29</sup>. Nur im Vorbeigehen erwähnen wir, daß auch dieser Sachverhalt – in Verbindung mit der Tatsache, daß gerade in Attika überhaupt ein Großteil der geographischen Namen dem vorgriechischen Substrat angehört – der Annahme, daß die letzte breite Schicht einer vorgriechischen Bevölkerung hier wie allgemein in Hellas mit den Frühhelladikern des 3. Jahrtausends identisch sei, nicht günstig ist, jedoch gut dem entspricht, was wir erwarten dürfen, wenn wir von anderen Feststellungen her dazu kommen, eine umfassende Gräzisierung des Landes anstatt an den Anfang an das Ende des 2. Jahrtausends zu setzen. Die Möglichkeit, daß in Athen wie in Pylos und Mykene schon in früherer Zeit griechische Herren mit mehr oder weniger zahlreichen griechischen Gefolgschaften eine Herrschaft über das Land errichtet hatten, wird davon natürlich nicht berührt.

Wie bekannt, hat man einstens das Aufkommen des protogeometrischen Stils in den letzten Jahrhunderten des 2. Jahrtausends mit der Dorischen Wande-

<sup>28</sup> Vgl. dazu die sehr bemerkenswerte Feststellung von V. R. A. Desborough, *Proto-geometric Pottery* 297: «The most interesting and convincing indication of the arrival of new people from the North (scil. im späten 2. Jahrtausend v. Chr.) comes from Attica ...» Mit «umfangreichen neuen Ansiedlungen» glaubt auch W. Kraiker auf Grund der neuen Funde, vor allem derjenigen auf der Agora von Athen, rechnen zu müssen (a. O. 177). — Nach den oben kritisch betrachteten Aufstellungen Lorimers wäre die teilweise Neubesiedlung von Attika durch Achäer (die dann übrigens auch im attischen Dialekt greifbar sein mußte) in der Zeit nach der Dorischen Wanderung erfolgt. Hier zeigt sich einmal mehr, daß der übliche, auch von Lorimer vertretene zeitliche Ansatz der Dorischen Wanderung viel zu hoch ist.

<sup>29</sup> M. Ostir, *Beiträge zur alarodischen Sprachwissenschaft* (1921) 34; P. Kretschmer, *Einl. in die Altertumswiss.*, hrsg. von Gercke und Norden I<sup>3</sup> (1923) Heft 6, 72f.; E. Vetter, *Glotta* 15 (1927) 239; F. Schachermeyr, *Etruskische Frühgeschichte* (1929) 236 Anm. 2; E. Schwyzler, *Griechische Grammatik* I (1939) 62.

rung in ursächlichen Zusammenhang gebracht, und noch vor 25 Jahren glaubte T. C. Skeat in seinem Buch «The Dorians in Archeology» nachweisen zu können, daß die Dorier es waren, die den protogeometrischen Stil nach Griechenland brachten bzw. hier schufen. Die Kerameikosgrabungen haben dieser Auffassung endgültig den Boden entzogen. Aber es lag ihr ein richtiges Gefühl zugrunde: Konnte man wirklich annehmen, daß die Stämme, die in der mykenischen Epoche auf dem Gebiete der Kunst produzierend hervorgetreten waren, dann aber, wie wir schrittweise hier ebenso wie bei den minoischen Kretern verfolgen können (nur daß die Entwicklung auf dem Festland gleichsam nachhinkt), in zunehmendem Maße steril und unproduktiv wurden, daß gerade diese Stämme von sich aus imstande waren, eine neue Epoche in der Kunst heraufzuführen? Wir stünden dieser rätselhaften und wohl in der ganzen Kunstgeschichte einmaligen Situation nicht nur in Attika gegenüber, sondern ebenso auch etwa in Amyklai, wo die vordorischen Griechen lange Jahrhunderte ihre Stellung gegen die andrängenden Dorier behaupten konnten und wo es in dieser Zeit ebenfalls zu einer besonders reichen Produktion protogeometrischer Keramik kam, welche letztere übrigens nicht wesentlich von außen beeinflußt war und – anders als in Attika – einen deutlichen Bruch gegenüber der am gleichen Platz gefundenen älteren submykenischen Keramik aufweist<sup>30</sup>. Die Schwierigkeit, die darin liegt, daß wir mit gutem Gewissen also weder den einwandernden Doriern noch auch den steril gewordenen Trägern der mykenischen und submykenischen Kultur das schöpferisch Neue des protogeometrischen und geometrischen Stils zusprechen können, löst sich sofort, wenn wir im Sinne der in dieser Arbeit vorgelegten Auffassung das Aufkommen des für die ganze weitere künstlerische Entwicklung des Griechentums entscheidend wichtigen neuen Stils mit der Einwanderung der vordorischen Stämme in spät- bzw. nachmykenischer Zeit in Verbindung bringen.

Die Erörterungen über die Verhältnisse in Athen und Attika nahmen ihren Ausgang von der Feststellung, daß nach Ausweis der Bodenfunde die Invasionen, denen Hellas in den letzten Jahrhunderten des 2. Jahrtausends ausgesetzt war, auch die Gebiete erfaßten, die nicht von Doriern und Nordwestgriechen in Besitz genommen wurden, daß also auch von hier aus betrachtet das Quellenmaterial nicht das Bild ergibt, das wir bei der heute herrschenden Auffassung über die Einwanderung der Griechen erwarten müssen. Außer Athen nennen wir hier nur noch Triphylien und Ostthessalien. Daß Triphylien noch in klassischer und hellenistischer Zeit sprachlich und ethnisch zu Arkadien gehörte, bezeugt eine reiche Überlieferung<sup>31</sup>. Trotzdem ist festzustellen, daß der in dieser Landschaft liegende mykenische Herrensitz mit seinen Kuppelgräbern in ungefähr der gleichen

<sup>30</sup> Siehe E. Buschor, *Ath. Mitt.* 52 (1927) 1ff.; V. R. A. Desborough, *Protogeometric Pottery* 287f.

<sup>31</sup> Xenoph. *Hell.* VII 1, 26; Diod. XV 77, 1; Polyb. IV 77, 8; Strab. VIII 333; Paus. X 9, 5 (vgl. V 5, 3). Vgl. auch Thuk. V 31, 2. Die meisten dieser Stellen verzeichnet bereits K. J. Beloch, *Griech. Gesch.* I<sup>2</sup> 1, 90 Anm. 1, vgl. ferner A. Thumb–E. Kieckers, *Handbuch der griechischen Dialekte* I<sup>2</sup> (1932) 236. Siehe jetzt auch F. Kiechle, *Historia* 9 (1960) 22ff.



Zeit wie die Herrensitze in Mykene, Tiryns und Athen zerstört, jedenfalls für immer verlassen wurde<sup>32</sup>. In Ostthessalien ist es nach Ausweis des Dialektes ebenfalls nicht zu einer dorisch-nordwestgriechischen Landnahme und Überschichtung gekommen, gleichwohl läßt sich auch für diese Landschaft eine große Invasion und wenigstens teilweise Neubesiedlung in den in Frage stehenden Zeiten archäologisch nachweisen, welcher Umstand einen besonderen Akzent noch dadurch erhält, daß sich entsprechende Verhältnisse für die frühen Zeiten, in denen die Äoler diese Gebiete okkupiert haben sollen, nicht aufzeigen lassen. Die hier liegenden mykenischen Rundgräber blieben zwar in nachmykenischer Zeit zum großen Teil weiter in Benutzung, aber die Keramik weist bald ganz neue Typen auf (zum Teil ist sie handgemacht, wie übrigens auch im damaligen Athen), und noch größer ist der Bruch auf dem Gebiete der Siedlungsverhältnisse: Alte Orte veröden, neue werden an anderen Stellen gegründet<sup>33</sup>. —

Die Forscher, die sich in den letzten fünfzig Jahren mit der Frage der Besiedlung der ägäischen Inseln und der kleinasiatischen Küstengebiete durch die Griechen und speziell mit der Frage der zeitlichen Fixierung dieser Kolonisationsbewegung beschäftigten, gingen stets aus vom archäologischen Befund: Das Auftreten von mykenischer Ware beweist, sofern es sich nicht um bloßen Import oder um lokale Nachahmungen importierter Stücke handeln kann, die Existenz einer griechischen Siedlung, deren Gründungsdatum sich mit der Datierung besagter Keramik bzw. ihres frühesten Auftretens von selbst ergibt. Man betrachtet also die Gleichung mykenische Keramik = griechische Keramik als absolut sichere Grundlage für den Nachweis der Existenz von griechischen Kolonien des 2. vorchristlichen Jahrtausends und deren zeitliche Einordnung, ohne zu berücksichtigen, daß diese Grundlage für besagtes Vorgehen ihrerseits auf unbewiesenen Voraussetzungen basiert, und ohne in Rechnung zu stellen, daß die Ergebnisse, zu denen man auf diese Weise gelangt, teilweise mit den Aussagen anderweitiger Tradition in Widerspruch stehen und sich damit als unhaltbar erweisen.

Im Katalog der Schiffskontingente, die die Achäer für den gemeinsamen Kampf gegen Troja stellen (Il. II 494 ff.), fehlen bekanntlich die Inseln der mittleren und der nördlichen Ägäis wie auch die westkleinasiatischen Küstengebiete. Die sich aufdrängende Annahme, daß wir es hier mit Örtlichkeiten zu tun haben, die in den Zeiten, die der Verfasser des Schiffskataloges im Auge hatte, eben noch nicht griechisch besiedelt waren, erhält zunächst für die Inseln in anderen Stellen der Ilias insofern eine Stütze, als einige von ihnen, wie insbesondere *Lesbos* (s. Il. IX 128 ff. 177 ff. 664 f.; XXIV 544), hier tatsächlich als Gebiete in Erscheinung treten, die zum Herrschaftsbereich des Priamos gehören bzw. von den vor Troja lagernden Achäern als Objekte ihrer Beutezüge benutzt werden. *Milet* wird im troischen Katalog ausdrücklich als Stadt der 'barbarisch sprechenden Karer' bezeichnet

<sup>32</sup> Siehe darüber zuletzt H. T. Wade-Gery, *AJA* 52 (1948) 116 f.

<sup>33</sup> A. J. B. Wace-M. S. Thompson, *Prehistoric Thessaly* (1912) 248 f.; W. A. Heurtly-T. C. Skeat, *BSA* 31 (1930/31) 1 ff.; T. C. Skeat, *The Dorians in Archeology* 11; V. R. A. Desborough, *Protogeometric Pottery* 131.

(Il. II 867f.). Ob man mit Cassola (La Ionia nel mondo miceneo 309) vermutet, daß hier eine bewußte Irreführung des Lesers seitens des Dichters vorliegt oder mit anderen Forschern geneigt ist, zwei nebeneinanderliegende Städte namens Milet, eine griechische und eine karische, anzunehmen<sup>34</sup>, in jedem Falle handelt es sich ja doch nur um den Versuch, solcherart eine Auffassung schlecht und recht zu retten, deren ganze Grundlage darin besteht, daß man auf Grund der mykenischen Funde die Gründung der ionischen Kolonie Milet in der spätmykenischen Zeit für gesichert hält und dies, obwohl auch der Ausgrabungsbefund solcher Annahme entgegensteht – ist doch die ionische Siedlung des 1. Jahrtausends v. Chr. von der älteren mykenischen Stadt ganz deutlich abgesetzt. Hinsichtlich *Delos* verweisen wir ferner auf die Angabe des Thukydides (I 8), nach welcher die in der Zeit des Peloponnesischen Krieges von den Athenern vorgenommene Reinigung der Insel von allen Gräbern das Ergebnis zeitigte, daß in mehr als der Hälfte aller freigelegten Gräber Menschen beigesetzt waren, die sich durch ihre Grabbeigaben als nächste Verwandte der Karer der damaligen Zeit auswiesen: in der Tat ein rätselhafter Sachverhalt, wenn man aus den hier gemachten mykenischen Funden den Schluß zieht, daß die Insel schon ein rundes Jahrtausend früher von Ioniern besiedelt wurde<sup>35</sup>, aber bestens verständlich, wenn man des weiteren beachtet, daß die späteren Athener sowohl die Kykladen als auch die kleinasiatischen Küstengebiete erst geraume Zeit nach der Dorischen Wanderung kolonisiert sein ließen und daß, davon unabhängig, noch zu Herodots Zeiten bei den Kretern eine Erinnerung daran existierte, daß die ägäischen Inseln karisch besiedelt waren, ehe die Dorier und Ionier sie in Besitz nahmen<sup>36</sup>. Berücksichtigen wir schließlich noch die Beobachtungen von A. Fick (Griech. Ortsnamen 56f.), der aus den griechischen Ortsbezeichnungen im Bereich der Kykladen folgerte, daß die Kolonisation dieser Inseln erst in einer Zeit erfolgte, als «die griechische Sprache bereits so aussah, wie wir sie kennen», so kann eigentlich kein Zweifel bestehen, wie die Dinge in Wirklichkeit lagen: Von verschiedenen Seiten her wird der Schluß aus den mykenischen Funden auf eine griechische Besiedlung der betreffenden ägäischen Gebiete in der Mitte des 2. Jahrtausends oder bald danach als falsch erwiesen und die Annahme nahegelegt, daß diese Kolonisationsbewegung erst viel später stattfand – kaum vor den ersten Jahrhunderten des 1. vorchristlichen Jahrtausends. Falls es erlaubt ist, das erste Auftreten von (nicht importierter)

<sup>34</sup> V. Burr, *NEQN KATAAOIOΣ*, *Untersuchungen zum homerischen Schiffskatalog*, Klio Beiheft 39 (1944) 150. Dagegen wendet sich bereits A. Heubeck, *Gnomon* 21 (1949) 202 Anm. 9.

<sup>35</sup> Vgl. F. Cassola, *Parola del Passato* 9 (1954) 354f.: «Se si pensa che i primi Greci erano giunti nell'isola da oltre un millennio (woran C. angesichts der mykenischen Funde nicht zweifelt), il rapporto numerico (scil. bei Thuk.) appare davvero stupefacente e significativo». Der einst von A. Furtwängler und G. Löschcke unternommene Versuch, die Angabe des Thukydides als Zeugnis gegen eine griechische Besiedlung von *Delos* in mykenischer Zeit auf die Weise auszuschalten, daß man sie für eine Interpolation erklärte, ist meines Wissens nicht wiederholt worden.

<sup>36</sup> Herod. I 173, vgl. auch Diod. VII 12, dazu V 84: nach dieser Tradition hätten sich die Karer nach dem trojanischen Krieg der Herrschaft über die Kykladen bemächtigt und wären später von den Griechen von dort vertrieben worden.



protogeometrischer Ware auf den Inseln und in den kleinasiatischen Küstengebieten zur Datierung der ionischen Kolonisation auszuwerten<sup>37</sup>, wird man von diesem Material her das obige Ergebnis bestätigt finden.

Auch bei *Rhodos*, das im Schiffskatalog (Il. II 653ff.) neben anderen Inseln dieses Bereiches bereits genannt ist, also wohl schon etwas früher als die Inseln der mittleren und nördlichen Ägäis kolonisiert wurde<sup>38</sup>, stößt die Gleichung mykenisch = griechisch auf Schwierigkeiten. Die sehr zahlreichen mykenischen Funde, die man überall machte, bezeugen eine äußerst dichte Besiedlung der Insel in mykenischer Zeit. Andererseits sind die achäischen Sprachelemente im späteren dorischen Dialekt von Rhodos so spärlich, daß man von hier aus zweifeln könnte, ob es überhaupt auf Rhodos wie auf Kreta zu einer achäischen Besiedlung der Insel vor der dorischen Kolonisation kam<sup>39</sup>.

Nachdem die zeitliche Ansetzung der griechischen Besiedlung von *Kypros* lange Zeit umstritten war, hält man heute diese Frage wohl endgültig zugunsten eines frühen Ansatzes für entschieden, und zwar auf Grund dessen, daß es C. Schaeffer gelang, eine mykenische Siedlung mit einem ansehnlichen Herrnsitz in Enkomi nachzuweisen, die etwa in der Mitte des 14. Jahrhunderts angelegt wurde<sup>40</sup>. Es soll unten noch davon gesprochen werden, daß die Ergebnisse der Entzifferung von Linear B die Gleichung mykenische Funde = griechische Funde in diesem Fall mit besonderer Evidenz ad absurdum führen. Vorerst begnügen wir uns damit, auf die hochwichtigen Inschriften in kyprominoischer Schrift «Klasse c» hinzuweisen, die in den letzten Jahren in der mykenischen Schicht von Enkomi zu Tage kamen und den Beweis dafür erbringen, daß sich die hier sitzenden Mykenäer nicht etwa der Linear B-Schrift bedienten, sondern eines der älteren kyprominoischen Schrift offenbar eng verwandten Schriftsystems, daß sie ferner diese Schrift nicht etwa für Griechisch, sondern für eine un griechische Sprache gebrauchten<sup>41</sup>. Die Konsequenzen, die sich daraus für die herrschende Auffassung

<sup>37</sup> Vgl. V. R. A. Desborough, *Protoegeometric Pottery* 126ff. 172ff. 297. 302f.; G. M. A. Hanfmann, *Harvard Studies in Classical Philology* 61 (1953) 10f.

<sup>38</sup> Dem entspricht der archäologische Befund insofern, als er für das frühe 11. Jahrhundert für Rhodos und Kos schwere Katastrophen bezeugt, in denen die mykenische Kultur auf diesen Inseln zugrunde ging, vgl. V. R. A. Desborough, *Protoegeometric Pottery* 222ff. 225ff. 296f. Soweit sich aus der Folgezeit protogeometrische Keramik nachweisen läßt, ist sie vom Mykenischen klar abgesetzt (Desborough a. O.).

<sup>39</sup> Als ein freilich auch nicht völlig sicherer Beleg für eine vordorische griechische Schicht auf Rhodos bleibt dann nur die spätere Bezeichnung der Burg von Jalyos als 'Achäerburg'. — Das (zuletzt von F. Schachermeyr, Festschrift für J. Sundwall 365ff. erörterte) Problem, ob Rhodos oder etwa das griechische Festland mit dem Achijava der hethitischen Texte identisch sei, braucht uns hier nicht weiter zu beschäftigen. Nur dies sei vermerkt, daß es an sich mißlich ist, einer solchen historischen Frage nachzugehen, solange sich die Hethitologen und Linguisten nicht darüber einig sind, ob es überhaupt angängig ist, den hethitischen Namen mit Achaia gleichzusetzen. Die Richtigkeit dieser Gleichung vorausgesetzt, wäre aus ihr zu entnehmen, daß der Achäernamen bereits an den mykenischen Griechen haftete. Das homerische Epos kann in dieser Richtung natürlich nichts beweisen; s. etwa schon G. Busolt, *Griech. Gesch.* I<sup>2</sup> 192 und U. v. Wilamowitz, *Der Glaube der Hellenen* I 86f. Darüber andernorts mehr.

<sup>40</sup> C. F. A. Schaeffer, *Enkomi-Alasia, Nouvelles Missions en Chypre 1946–1950* (1952).

<sup>41</sup> Vgl. dazu F. Cassola, *La Ionia nel mondo miceneo* 322 Anm. 2 und 330 Anm. 21, und zuletzt A. Bartonek, *Das Altertum* 5 (1959) 20ff.

ergeben, hat schon F. Cassola (a. O.) mutig gezogen: Die Griechen, die um die genannte Zeit nach der Insel kamen, verzichteten darauf, ihre Linear B-Schrift weiterhin zu benutzen, sondern zogen es vor, eine einheimische Schrift zu übernehmen und, nicht genug damit, sich für den Gebrauch der Schrift auch die fremde Sprache zu eigen zu machen. Jahrhunderte später wären sie dann freilich doch dazu übergegangen, die kyprominoische Schrift für ihre eigene Sprache in veränderter Form zu verwenden, wobei – von der inneren Unwahrscheinlichkeit dieses Ergebnisses abgesehen – völlig rätselhaft die Kluft bleibt, welche die kyprominoischen un griechischen Schriftdenkmäler der spätmykenischen Zeit von den «klassisch-kyprischen» griechischen Inschriften der historischen Zeit trennt.

Auch hier lösen sich die Schwierigkeiten von selbst, wenn man, ohne sich durch die Gleichsetzung von mykenisch und griechisch irritieren zu lassen, den gegebenen Befund so auswertet, wie es an sich nahe liegt: Man zögert mit vollem Recht nicht, aus den griechischen Linear B-Texten den Schluß zu ziehen, daß man an den Höfen von Pylos und Mykene in der betreffenden Zeit Griechisch sprach, also sehen wir in den un griechischen Sprachresten der mykenischen Schicht von Enkomi bis zum Beweis des Gegenteils einen Beleg dafür, daß man dort eine nicht-griechische Sprache redete. Daß die kyprominoischen Schriftdenkmäler nach der Unterjochung eines Großteils der Inselbewohner durch die wohl erst im 11. Jahrhundert einbrechenden Griechen verschwinden, ist nun nicht mehr rätselhaft – nur eine bescheidene Tradition in dem weiterhin un griechisch bleibenden Landesteil mag sich erhalten haben, die gerade noch ausreichte, um den schriftlos ins Land gekommenen Kolonisten die Möglichkeit zu geben, in hocharchaischer Zeit ihre eigene «klassisch-kyprische» Schrift aus der früheren kyprominoischen Schrift zu entwickeln.

Kehren wir am Schluß dieses Abschnittes noch einmal zum griechischen Festland zurück. Wenn wir mit der Methode, mit welcher die neuere Forschung die Besiedlung der Inseln der Ägäis und des östlichen Mittelmeergebietes glaubt zeitlich festlegen zu können, die diesbezüglichen Verhältnisse in *Thessalien* zu klären versuchen, so werden wir doch wohl dazu geführt, die Einwanderung der Griechen in dieses Land in die spätere mykenische Zeit zu legen: Soweit jedenfalls die bisherigen Grabungen einen Schluß zulassen, scheint es hier erst in besagter Zeit (nach Wace und Thompson sogar erst in spätester mykenischer Zeit) zur Produktion bodenständiger mykenischer Ware gekommen zu sein<sup>42</sup>. Und in keinem Falle kämen wir um die Annahme herum, daß Thessalien später als die mittel- und südgriechischen Landschaften, und dann nicht etwa vom Norden, sondern vom Süden her griechisch besiedelt wurde. Auch hier erweist sich also die Basis als unhaltbar, auf welcher tatsächlich sämtliche neueren Werke über die Chronologie der ersten großen Kolonisationsbewegung im griechisch-ägäischen Raum aufbauen. —

<sup>42</sup> A. J. B. Wace–M. S. Thompson, *Prehistoric Thessaly* 245; V. R. A. Desborough, *Proto-geometric Pottery* 131 und besonders 134. Vgl. auch V. Milojević, *Historia* 4 (1955) 470ff.



Zu den Dingen, über die unter den Sprachwissenschaftlern längst Einigkeit herrscht, gehört bekanntlich dies, daß die zahlreichen in der griechisch-festländischen und ägäischen Welt nachweisbaren Ortsnamen mit den Suffixen -ss und -nth oder -nd nicht griechisch sind, sondern einer vorgriechischen Schicht angehören. Dieser Sachverhalt bildet die Grundlage einer Untersuchung, in welcher es C. W. Blegen unternahm, den Nachweis zu führen, daß das Verbreitungsgebiet besagter Ortsnamen sich mit dem Siedlungsgebiet der sogenannten Frühhelladiker deckt, wie dies denn auch unbedingt zu erwarten ist, wenn man annimmt, daß die den Frühhelladikern folgenden Mittelhelladiker bereits Griechen waren (AJA 32 [1928] 146 ff., dazu J. B. Haley a. O. 141 ff.). Aber auch hier führt die Probe aufs Exempel zu einem negativen Ergebnis. Gerade die Leitform der frühhelladischen Kultur, die henkellose Schnabeltasche, ist, wie man später erkannte (K. Bittel, Kleinasiatische Studien [1942] 195 ff.), in Kleinasien nicht heimisch, auch nicht im südwestlichen Teil des Landes, wo die Ortsnamen mit den genannten Suffixen besonders häufig anzutreffen sind.

Nicht zu trennen von der von Blegen angeschnittenen Frage ist das Problem des sonstigen «ägäischen Substrats» in der griechischen Sprache. Auch dieses müßte, von einzelnen späteren Lehnwörtern abgesehen, auf die Frühhelladiker zurückzuführen sein, doch ergibt auch hier die Probe ein anderes Bild. Die relativ hochzivilisierte Welt, auf welche die besagter Sprachschicht angehörenden Ausdrücke für Badewanne, Brettspielstein, Schranken der Kampfbahn, Kampfrichter, Wagenkorb, Brustpanzer, Helmbusch, Fries, Brücke usw. schließen lassen, ist ganz eindeutig nicht die Welt der Frühhelladiker, sondern die der *mykenischen Kultur*, die also auch von diesem Befund her als eine (in der Hauptsache) noch vorgriechische Welt erwiesen wird.

Es ist hier der Ort, eine Tatsache wenigstens kurz zu berühren, die sich gleich manchem anderen, was in dieser Arbeit zur Sprache kommt, jeder Erklärung vom Standpunkt der herrschenden Meinung entzieht. In der literarischen Überlieferung zur griechischen Geschichte angefangen bei Hekataios über Herodot, Aristoteles usw. bis zu Strabon und Pausanias haben wir eine große Anzahl von Stellen, die keinerlei Zweifel daran zulassen, daß sich bei den Griechen eine Erinnerung daran erhielt, daß ihr Land vor ihrer Einwanderung von nicht-griechischen Völkern bewohnt war, von Lelegern, Pelasgern und verschiedenen anderen Stämmen, die wohlgemerkt nicht, jedenfalls nicht in erster Linie, in Sagen in Erscheinung treten, sondern von denen oft einfach berichtet wird, daß sie in diesen und jenen Gebieten von Hellas wohnten, ehe sich die Griechen dort festsetzten. Es ist ausgeschlossen, daß diese Erinnerung auf die Verhältnisse um 2000 v. Chr. zurückgeht und nicht vielmehr auf eine viel spätere Zeit Bezug hat. Wie will man also mit ihr fertig werden, wenn man Hellas seit dem beginnenden 2. Jahrtausend ein griechisches Land sein läßt? Ist es möglich, dieser Schwierigkeit dadurch Herr zu werden, daß man alle einschlägigen Angaben als angeblich späte Konstruktionen und Phantasien diskreditiert? Und was soll dann die griechischen Autoren dazu

geführt haben, daß sie in großer Einmütigkeit vorgriechische Völkerschaften erfanden oder zumindest fälschlicherweise in hellenischen Landschaften lokalisierten? Aber wir wissen ja auf Grund des sprachlichen Befundes, daß Hellas tatsächlich vor den Griechen von anderen Völkern bewohnt war, und so können wir wohl nicht umhin, die diesbezüglichen Aussagen der griechischen Überlieferung zur Kenntnis zu nehmen. Abermals werden wir damit hinsichtlich der Besiedlung von Hellas durch die Griechen in eine späte Zeit verwiesen<sup>43</sup>. —

In der neueren Forschung zu den griechischen Dialekten – wir nennen vor allem W. Porzig und E. Risch mit vielbeachteten Aufsätzen<sup>44</sup> – setzt sich mehr und mehr die Erkenntnis von der Unhaltbarkeit einer Auffassung durch, die zwangsläufig aus der herrschenden Meinung von der Einwanderung der Griechen und ihrer zeitlichen Festlegung resultiert: Die griechischen Dialekte der historischen Zeit sind sich untereinander sehr nahe verwandt und weisen zahlreiche Übereinstimmungen auf, die im großen und ganzen in die Zeit zurückgehen müssen, da die griechischen Stämme noch gemeinsame Wohnsitze hatten; nur so ist es zu verstehen, daß etwa das Ionische einerseits mit dem Südachäischen, andererseits aber auch mit dem Dorischen und Nordwestgriechischen viele Übereinstimmungen aufweist und daß sich ebenso etwa auch vom Äolischen Verbindungslinien zu verschiedenen anderen Dialekten, die in historischer Zeit räumlich von jener Mundart weit getrennt waren, ziehen lassen. Unter dem Aspekt der herrschenden Meinung betrachtet würde das bedeuten, daß die griechischen Dialekte in der Zeit um 2000 v. Chr. im großen und ganzen schon ausgebildet waren. Demgegenüber zeigen jedoch die neueren sprachwissenschaftlichen Forschungen, vor allem eben die von Porzig und Risch, daß davon tatsächlich keine Rede sein kann, daß wir vielmehr mit einer lebendigen Entwicklung bis herab ins 1. Jahrtausend rechnen müssen, wie das an und für sich schon zu erwarten war. Es fällt dabei noch besonders ins Gewicht, daß die feststellbaren Beziehungen der dorischen und nordwest-

<sup>43</sup> Die einschlägige Tradition hat schon A. Fick in seinen oben S. 62 Anm. 10 zitierten Büchern verarbeitet. Sie widerlegt allein schon die von Ed. Meyer im Zusammenhang mit seinem oben S. 65 besprochenen Versuch einer zeitlichen Festlegung der Einwanderung der Griechen in die Zeit vor 2000 geäußerte Meinung, daß sich eine Erinnerung daran, daß die vordorischen Griechen in Hellas einwanderten, also das Land früher ungriechisch besiedelt war, bei den Griechen nicht erhalten habe. Richtig ist nur, daß in den Sagen der homerischen und nachhomerischen Zeit die Einwanderung der Ionier usw. keine Rolle spielt, aber wie soll man das bei Völkerschaften erwarten, die sich mit großem Eifer bemühten, gegenüber anderen, nach ihnen eingewanderten Stämmen als «alteingesessen» zu gelten? Übrigens liegen die Dinge mit Bezug auf die Einwanderung der Dorier kaum anders. Ed. Meyer konnte ja selbst zeigen, daß die Geschichte von der «Rückkehr der Herakliden» keine echte Sage ist, sondern eine von ihm als «matt und äußerst dürftig» bezeichnete Erfindung (*G. d. A.* III<sup>3</sup> 233 ff.). Und schließlich: Das Ende der mykenischen Burgen hat in keiner der griechischen Sagen einen nachweisbaren Niederschlag gefunden. Wollen wir deshalb diese Ereignisse in die Zeit vor 2000 setzen? – Wie man in Athen in der späteren Zeit versucht hat, den Anspruch, autochthon zu sein, mit der Tradition von einer in Attika einst sitzenden vorgriechischen Bevölkerung auszugleichen, zeigt A. Fick, *Hattiden und Danubier in Griechenland* 5f.

<sup>44</sup> W. Porzig, *IF* 61 (1954) 147 ff.; E. Risch, *Mus. Helv.* 12 (1955) 61 ff. (vgl. jetzt auch E. Risch, *Mus. Helv.* 16 [1959] 215 ff.).



griechischen Dialekte zu den Mundarten der Ionier, Äoler und Südachäer aufs ganze gesehen nicht minder eng sind als die Beziehungen der letztgenannten Dialektgruppen untereinander, so daß es auch von hier aus betrachtet kaum denkbar ist, daß die vordorischen Stämme 700–800 Jahre früher als die Dorier in die Gebiete einwanderten, die sie in der historischen Zeit innehatten. Die großen Schwierigkeiten, denen wir uns also auch hier gegenübersehen – bei dem Versuch, eine historisch akzeptable Erklärung des Befundes der griechischen Dialekte und der Beziehungen derselben zueinander auf dem Boden der herrschenden Meinung zu geben –, legen es uns wiederum nahe, mit der zeitlichen Ansetzung der Einwanderung der vordorischen Stämme und der Aufspaltung des griechischen Volkes in seine großen Stammes- und Dialektgruppen der historischen Zeit um Jahrhunderte herabzugehen. Die bisherigen Ausführungen bieten uns als neues Datum hierfür das 13. und 12. Jahrhundert.

Die obigen Hinweise auf die sprachlichen Verhältnisse führen uns von selbst zu einer kurzen Erörterung des angeschnittenen Problemkreises unter dem Blickwinkel der Entzifferung von Linear B.

Wir müssen hier ausgehen von einer evident richtigen, wohl erstmals von Ed. Meyer getroffen, aber seither oft wiederholten Feststellung, die mit der Entzifferung von Linear B eine besondere Bedeutung gewann: Das Arkadische und Kyprische sind sich so nahe verwandt, daß es berechtigt erscheint, die beiden Mundarten zusammenzunehmen und als ursprünglich einen Dialekt zu betrachten. Die Abspaltung der Kyprier muß aber schon in der Zeit erfolgt sein, da das Volk, das diesen Dialekt sprach, noch die Küsten der Peloponnes innehatte und nicht schon auf das Binnenland Arkadien beschränkt war, also in der Zeit vor der Besitznahme der Küstengebiete durch die Dorier. Wir wissen auf Grund der neuen Ausgrabungen auf Kypros, daß sich im 14. Jahrhundert Mykenäer auf der Insel festsetzten, also Griechen, wie jeder annehmen muß, für den die Gleichung mykenisch = griechisch verbindlich ist. Die Ansiedlung der Leute des arkadokyprischen Dialektes auf Kypros wäre damit zeitlich festgelegt. Der Schluß daraus ist unabweislich: Der Dialekt der Kolonisten, der sich aus den arkadischen und kyprischen Isoglossen eruieren läßt, ist der gleiche Dialekt, der im 14. Jahrhundert auf der Peloponnes gesprochen wurde. Es bedarf keiner näheren Begründung, daß es nun von den Linear B-Texten her möglich sein muß, die Gegenprobe zu machen, d. h. es müßte sich ergeben, daß das Griechische der Linear B-Tafeln mehr oder weniger identisch ist mit dem Dialekt der Leute, die sich bis in die historische Zeit unvermischt in Arkadien und auf Kypros halten konnten.

Tatsächlich zögern Ventris und Chadwick in ihrem grundlegenden Werk nicht, eine ganz enge Verbindung zwischen dem «Mykenischen» und dem Arkadisch-Kyprischen herzustellen, aber sie gehen dabei erstaunlicherweise nicht vom sprachlichen Tatbestand aus, sondern berufen sich auf den herausgestellten, nach ihrer Meinung völlig sicheren historischen Sachverhalt: die kyprischen Griechen sind in mykenischer Zeit aus der Peloponnes ausgewandert, also ist

das mykenische Griechisch dem alten arkadisch-kyprischen Dialekt gleichzusetzen<sup>45</sup>.

Wenn wir, wie es methodisch natürlich allein richtig ist, die Frage, ob das Griechisch der Linear B-Tafeln mit besagtem Dialekt identisch ist, vom sprachlichen Material her angehen, so stellen wir rasch fest, daß die Gleichung falsch ist. Es fehlt freilich nicht an zahlreichen Anhaltspunkten dafür, daß der Dialekt von Linear B mit dem der Vorfahren der späteren Arkadier und Kyprier, wie übrigens auch mit dem Ionischen und Homerischen, nahe verwandt ist, doch zeigen andere Beobachtungen mit völliger Sicherheit, daß von einer Identität des Linear B-Dialektes mit dem Arkadisch-Kyprischen nicht gesprochen werden kann, ja nicht einmal davon, daß jener Dialekt, wie man es oft ausdrückt, der direkte Vorläufer des Arkadisch-Kyprischen sei, was freilich in unserem Zusammenhang wenig besagen würde und auch angesichts dessen unmöglich ist, daß wir mit dem Arkadisch-Kyprischen, wenn wir im Sinne der einschlägigen Forschung argumentieren, in eine frühere Zeit kommen als mit den Texten aus Pylos und Mykene<sup>46</sup>.

Wir erwähnen einige der von den Sprachwissenschaftlern, teilweise schon von Ventris und Chadwick selbst festgestellten Unterschiede zwischen dem Linear B-Griechisch und dem Arkadisch-Kyprischen: Der in ersterem Dialekt vorkommende Gebrauch von patronymischen Adjektiven an Stelle des im Genitiv gesetzten Namens des Vaters finden wir zwar sonst noch in den nordäolischen Dialekten, nicht jedoch im Arkadisch-Kyprischen. Einen ähnlichen Sachverhalt bietet der Genitiv auf *o-jo* in Linear B, der außer im Ostthessalischen nur im Homerischen eine Parallele hat. Einzig mit dem Homerischen wird der Dialekt Linear B durch die Casusendung *-phi* verbunden, während er *en* statt *in* wiederum mit allen historischen Dialekten gemein hat außer mit dem Makedonischen und – Arkadisch-Kyprischen. Ähnlich liegen die Dinge hinsichtlich der Endung auf *-εύς* bei Nominativen wie *φονεύς*, *ἱερεύς* usw., die wir im Linear-B-Griechisch ebenso finden wie in allen späteren Dialekten mit Ausnahme des Arkadisch-Kyprischen, wo wir statt dessen bekanntlich *φονές* und *ἱερός* (Ark.) bzw. *ἱερεός* (Kypr.) haben. Dem

<sup>45</sup> *Documents in Mycenaean Greek* 69: Nach einem Hinweis auf den im Text hinsichtlich des Arkadischen und Kyprischen geschilderten Sachverhalt fahren die Verfasser fort: «This implies not only that Arcadian was once spoken on the coast of the Peloponnese, but, since the colonization of Cyprus took place in Mycenaean times ..., that it was the dialect spoken at that period. Any attempt to displace Mycenaean from its assumed position of ancestor to Arcadian and Cypriot must demonstrate circumstances in which the ancestral dialect could have occupied Southern Greece. Such a dialect must have existed in that area in Mycenaean period, and the tablets give clear evidence of the language in use at three of the principal sites; the conclusion of their identity seems inescapable». Wir stellen dazu fest: Da tatsächlich, wie der sprachliche Befund klar ergibt, diese Identität nicht existiert, muß eine der Prämissen im Beweisgang von Ventris und Chadwick falsch sein. Wir wissen, welche: die Ansetzung der Kolonisierung von Kypros durch die Griechen ins 14. Jahrhundert auf Grund der in diese Zeit gehörenden mykenischen Funde.

<sup>46</sup> Vgl. etwa J. Chadwick, *Rome and Greece* 3 (1956) 46, wo der Dialekt von Linear B als «proto-Arcadian» bezeichnet wird. Ähnlich Adrados IF 62 (1956) 243, vgl. 245: «das Mykenische wie seine späte Form, das Arkadisch-Kyprische». Anders schon H. Mühlestein, *Mus. Helv.* 12 (1955) 127 Anm. 44; F. Cassola, *La Ionia nel mondo miceneo* 202; C. H. Whitman, *Homer and the heroic Tradition* 23.



Arkadisch-Kyprischen *oq* steht Linear B ein *ro* gegenüber, der arkadisch-kyprische Genitiv auf *-av* (statt hom. *-āo*) hat im Linear B keine Entsprechung. Mit Recht hat es ferner E. Risch<sup>47</sup> als «eines der interessantesten Ergebnisse» der Entzifferung der Linear B-Schrift bezeichnet, daß sich der Dialekt dieser Tafelchen in einem besonders wichtigen Punkt von *allen* sonstigen griechischen Dialekten einschließlich des Arkadisch-Kyprischen unterscheidet: Die idg. Labiovelare *qu* und *gu* sind noch von den Labialen und Dentalen geschieden, sind also anders als bei den übrigen griechischen Dialekten noch selbständige Laute, was historisch wohl nur so zu erklären ist, daß sich diese mykenischen Griechen von der Masse des griechischen Volkes schon relativ früh trennten und deshalb an einer wesentlichen sprachlichen Entwicklung aller übrigen griechischen Stämme bzw. Dialekte nicht mehr teilnahmen. Die Bedeutung, die dem Digamma im Linear B-Dialekt und nur in diesem zukommt (vgl. J. Chadwick, *Rome and Greece* 3 [1956] 45), weist in die gleiche Richtung.

Der Dialekt der Linear B-Leute unterscheidet sich von sämtlichen griechischen Dialekten der historischen Zeit übrigens auch darin, daß er an vielen Stellen der erhaltenen Texte heute wie vor sieben Jahren allen Übersetzungsversuchen spottet. Die höchst merkwürdige Erscheinung ist allbekannt: Nachdem in den ersten Jahren nach Ventris' Entdeckung die Entzifferungsarbeit flott vorangegangen war, fing sie an zu stagnieren. Obwohl sich seit 1953 hervorragende Sprachwissenschaftler aus der ganzen Welt an dieser Arbeit beteiligten, mußten Ventris und Chadwick drei Jahre später in ihrer großen zusammenfassenden Publikation (*Documents* 385) bekennen, daß von 630 selbständigen lexikalischen Einheiten (nicht mitgerechnet die Eigennamen) noch immer nicht mehr als 252 zuverlässig mit dem homerischen Griechisch und den Dialekten der historischen Zeit in Verbindung gebracht werden konnten, und die letzten Jahre zeitigten in dieser Hinsicht keine wesentlich neue Situation<sup>48</sup>, so daß der Verdacht, daß diese Erscheinung tiefere Gründe hat, nahe liegt. Die Annahme, daß wir es hier mit dem Dialekt von griechischen Scharen zu tun haben, die sich gleichsam als Avantgarde der großen griechischen Stämme inmitten einer noch ungriechischen Welt festsetzten, gewinnt auch unter diesem Blickpunkt eine gewisse innere Wahrscheinlichkeit. Die Geschichte bietet auch sonst genug Beispiele dafür (wir denken vor allem an die im 2. vorchristlichen Jahrtausend im mesopotamisch-syrischen Raum auftretenden Arier und an die Normannen in Unteritalien, Sizilien und England), daß solche Scharen nicht imstande sind, sich ihre Sprache auf die Dauer zu erhalten, daß sie vielmehr im Laufe der Jahrhunderte sprachlich wie auch kulturell von der fremden Umwelt aufgesogen werden. In unserem Fall wäre freilich der Prozeß des sprachlichen Aufgehens der herrschenden Minderheit in die von ihr beherrschte fremde Umwelt in der uns faßbaren Zeit noch nicht allzu weit fortgeschritten gewesen.

<sup>47</sup> Mus. Helv. a. O. 65, vgl. auch etwa V. Pisani, *Rh. Mus.* 98 (1955) 6.

<sup>48</sup> Vgl. E. Grumbach, *OLZ* 52 (1957) 323 ff.; E. Risch, *Mus. Helv.* 14 (1957) 242 und *Gnomon* 31 (1959) 250 ff.

Es war oben S. 61f. festzustellen, daß uns die kretischen Ortsnamen, die in den Knossostafeln genannt sind, nur zu einem geringen Teil auch in der Überlieferung der historischen Zeit begegnen und ein Vergleich der Namen hier und dort ganz allgemein eine tiefe Zäsur zwischen jener frühen Zeit und den historisch hellen Jahrhunderten erkennen läßt. Einen entsprechenden Sachverhalt finden wir in Pylos: Zwei Listen auf hier gefundenen Linear B-Tafeln weisen zwar ebenso wie die bekannte Stelle im homerischen Schiffskatalog über den Herrschaftsbereich des Nestor (Il. II 591ff.) neun Ortsnamen auf, doch kann nur einer davon mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit mit einem der homerischen Namen identifiziert werden (vgl. Ventris-Chadwick, Documents 142f.). Dieser Sachverhalt ist ebenso wie der Umstand, daß auch diejenigen griechischen Stämme, die von den Doriern nicht überlagert wurden, in den Jahrhunderten vor der Übernahme des phönikischen Alphabets offenbar schriftlos waren, kennzeichnend für den *Bruch* zwischen dem mykenischen Zeitalter und demjenigen Homers und Hesiods, den schon M. I. Finley gut herausarbeitete<sup>49</sup>, den aber einzelne andere Forscher so wenig beachteten, daß sie sich ohne weiteres für berechtigt hielten, die Linear B-Texte als neue Quellen für die Erkenntnis der Zustände in der homerischen Welt zu betrachten<sup>50</sup>.

Gewiß ist es hier wie überall sonst, wo sich im Altertum Völker und Volksgruppen in den neu gewonnenen Gebieten niederließen, zur Übernahme alter Gottheiten und Kulte gekommen. Aber der vor allem von Martin P. Nilsson in mehreren bekannten Büchern unternommene Versuch, den mykenischen Ursprung des bei Homer und in der nachhomerischen Literatur erhaltenen Traditionsgutes nachzuweisen, führte, so oft ihm auch zugestimmt wurde, zu keinem positiven Erfolg, im Gegenteil muß festgehalten werden, daß wir in allen Fällen, in denen es überhaupt möglich ist, einen zeitlichen Ansatz für den Ursprung der sagenhaften epischen Überlieferung zu gewinnen, über die nachmykenische Zeit nicht hinauskommen. Allgemein kann festgestellt werden, daß die Welt der homerischen Epen nicht die Welt der mykenischen Epoche ist, sondern, wie es schon Finley (a. O.) nach dem Vorgang G. Karos und anderer Forscher erkannte, die Welt des 10.–8. Jahrhunderts – von mehr oder weniger unsicheren und umstrittenen, vornehmlich antiquarischen Einzelheiten abgesehen, die sich aus den älteren Zeiten in die frühe Epoche des Griechentums retteten. An anderer Stelle wird auf diese Dinge näher einzugehen sein, wo auch beabsichtigt ist, eine kritische Auseinandersetzung mit den Forschern zu geben, die heute wieder ebenso wie einst Schliemann die Sage für Geschichte nehmen, ohne noch den Ergebnissen Rechnung zu tragen, zu denen andere Gelehrte in den vergangenen Zeiten hinsichtlich des Wesens der Sage im allgemeinen und der griechischen Sage im besonderen kamen. —

<sup>49</sup> *The World of Odysseus*<sup>2</sup> (1956), s. dazu Finleys Aufsatz in *Historia* 3 (1957) 133ff. und A. Heubeck, *Gnomon* 29 (1957) 40ff. (mit Behandlung der Pyloslisten).

<sup>50</sup> Siehe z. B. den Aufsatz von R. Hampe in der Zeitschrift *Gymnasium* 63 (1956) 1ff. mit dem bezeichnenden Titel: *«Die Homerische Welt im Lichte der neuesten Ausgrabungen»*. Ähnlich gehen neuere angelsächsische Gelehrte vor, indem sie die mykenische und homerische Zeit als *«heroic age»* in einen Topf werfen.



Versuchen wir nun, eine kurze Skizze der historischen Entwicklung zu geben, wie sie sich im 2. vorchristlichen Jahrtausend im hellenischen Raum vollzogen hat, vorausgesetzt, daß die obigen Aufstellungen im großen und ganzen der Kritik der gelehrten Welt standhalten.

Kurz nach der Wende vom 3. zum 2. Jahrtausend wurden größere Teile des griechischen Festlandes, wahrscheinlich von Osten her, von einer Invasion heimgesucht, von der wir nicht mit Sicherheit sagen können, wer sie ins Werk setzte. Die Annahme liegt indessen nahe, diese Ereignisse mit der Einwanderung der Leute in Zusammenhang zu bringen, welche die Sprache des «ägäischen Substrats» redeten und später die mykenische Kultur im engen Anschluß an die minoische Kultur hervorbrachten. Daß jetzt schon die Vorfahren der Linear B-Griechen in Hellas einbrachen, ist wohl nicht ausgeschlossen, aber aus sprachlichen und anderweitigen Gründen wenig wahrscheinlich. Diese Scharen sind uns erstmals in den Knossos Tafeln des ausgehenden 15. Jahrhunderts greifbar. Sie setzten sich hier wohl schon im frühen 15. Jahrhundert – anscheinend von kretischen Fürsten selbst ins Land gerufen – fest, machten sich durch Heirat oder auf andere Weise den Thron des Königs von Knossos zu eigen und herrschten fortan über die Insel, ehe sie um 1400 den gegen sie sich erhebenden alteingesessenen Kretern oder einem auswärtigen Feind erlagen. Die sehr weitgehende Übereinstimmung des Befunds der Knossos Tafeln und desjenigen von Pylos und Mykene macht den Gedanken vielleicht erwägenswert, daß die Knossos-Griechen zur Räumung der Insel gezwungen wurden und sich nun an einzelnen Plätzen des Festlandes einnisteten, um von diesen aus in der Folgezeit wiederum weiträumigere Herrschaften zu errichten. Diesen jedenfalls durch die Linear B-Texte von Pylos und Mykene für die spätmykenische Zeit erwiesenen Herrschaften – wieweit daneben noch alteingesessene Fürsten ihre Selbständigkeit bewahrten, entzieht sich ganz unserer Kenntnis – bereiteten im ausgehenden 13. und im 12. Jahrhundert die aus dem Norden in Hellas einbrechenden großen Stämme der arkadisch-kyprischen, ionischen und (nord)äolischen Dialektgruppen ein Ende, doch konnten sich die genannten Stämme nur in einem Teil der von ihnen eroberten Gebiete gegenüber den ihre alte Heimat bald ebenfalls verlassenden und nach Süden vorstoßenden Doriern und Nordwestgriechen behaupten. In etwa die gleiche Zeit, also – grob gesprochen – ins ausgehende 2. Jahrtausend, fällt die griechische, d. h. zunächst achäische, dann dorische Besiedlung von Kreta, dem nach 1400 anscheinend noch eine längere Periode inneren Friedens und politischer Unabhängigkeit vergönnt war, sowie die Kolonisation von Rhodos, Kos und Kypros. Es folgte die Besitznahme der Kykladen und der westkleinasiatischen Küstengebiete. Erst im 8. Jahrhundert und in der nachhomerischen Zeit fand die Gräzisierung der ägäischen Welt, von einzelnen immer noch bleibenden Restgebieten abgesehen, ihren Abschluß, und zwar mit der Gründung von Kolonien auf den Inseln der nördlichen Ägäis und an den Küsten der Chalkidike und Thrakiens. Über die Ansetzung dieser Aktionen in die genannten späten Zeiten besteht übrigens auch in der einschlägi-

gen Literatur kein Zweifel. Sie wären also von den sonstigen kolonisatorischen Unternehmungen der Griechen im ägäischen Raum durch eine Kluft von einigen Jahrhunderten getrennt – durch jene zeitliche Kluft, die uns im angelsächsischen Schrifttum als das «dunkle Zeitalter» entgegentritt, in welchem man bisher in der Tat ebenso wenig an historischen Ereignissen unterbringen konnte, wie es früher, als man fälschlicherweise den König Hammurabi noch ins 20. Jahrhundert anstatt in die Zeit um 1700 datierte, möglich war, irgendwelche Vorkommnisse aus der Epoche der Nachfolger Hammurabis im 19. und 18. Jahrhundert unterzubringen. Es mag als weiteres Plus der hier vorgetragenen Auffassung gelten, daß wir mit diesem nicht nur völlig dunklen, sondern auch ebenso leeren «dark age» und einem einigermaßen rätselhaften mehrhundertjährigen Stop in der Kolonisierung der ägäischen Welt durch die Griechen nicht mehr rechnen müssen.

Es sei abschließend noch betont, daß wir es in dieser Arbeit nicht nur mit einem sachlichen, sondern auch mit einem methodischen Problem zu tun hatten: Wenn im einschlägigen neueren Schrifttum die Gleichung mykenisch = griechisch schlechthin die Grundlage für die zeitliche Fixierung der Ausbreitung des Griechentums über die Welt der Ägäis und des östlichen Mittelmeeres bildet, so könnte man dies, rein in methodischer Hinsicht, nur akzeptieren, wenn die Richtigkeit besagter Gleichung absolut feststünde und nicht auch ihrerseits auf mehr oder weniger anfechtbaren bzw. durch neuere Erkenntnisse überholten Vermutungen und Kombinationen basierte. Von dem Versuch, zwingend nachzuweisen, daß – trotz allem, was solcher Annahme nach dem Dargelegten entgegensteht – die Griechen es waren, die um 1600 die mykenische Kultur hervorbrachten, wird also wohl jeder ausgehen müssen, der weiterhin an dem herkömmlichen Bild von den Verhältnissen im 2. Jahrtausend v. Chr. festhalten will.



## La définition du délit d'impiété d'après la législation attique

Par Jean Rudhardt, Genève

Flavius Josèphe dénonçait, il y a près de deux mille ans, l'intolérance des Athéniens<sup>1</sup>. Ils proclamaient leur attachement à la démocratie, ils se faisaient un mérite d'accorder la liberté de parole à chaque citoyen, mais ils chassaient Anaxagore et Diagoras pour leur impiété et condamnaient Socrate à boire la ciguë. Cette contradiction a, dès le XVIII<sup>e</sup> siècle, intrigué plusieurs savants<sup>2</sup>. Ils se sont efforcés de comprendre la raison de tels procès dans un régime qui se montrait par ailleurs fort libéral, et ils en ont recherché les fondements législatifs. Tous leurs travaux pourtant n'ont pas épuisé à ce sujet l'enseignement des textes anciens. Ils nous présentent une définition insuffisante, croyons-nous, du délit d'impiété. Voici la définition que proposait Caillemer: «Ce mot (le mot *Asebeia*) chez les Grecs, comme chez nous le mot impiété, n'avait pas d'acception bien délimitée..., le délit d'*ἀσέβεια* était très élastique»<sup>3</sup>. Thalheim n'écrit pas autre chose: «La grande diversité des cas dans lesquels cette procédure (*γραφὴ ἀσεβείας*) fut appliquée s'explique par l'indétermination et l'extensibilité du concept même d'impiété (aus der Unbestimmtheit und Dehnbarkeit des Begriffs)»<sup>4</sup> et Lipsius répète: «*Ἀσέβεια* als Gegenstand der Anklage ist Frevel wider die Religion. Näher bestimmt hat den Inhalt des Begriffs das Gesetz offenbar nicht»<sup>5</sup>.

C'est cette thèse de l'indétermination, de l'indéfinie possibilité d'extension de l'accusation d'impiété, que nous voulons combattre.

### I

Réfutons d'abord les principaux arguments des savants que nous avons nommés.

<sup>1</sup> J. Ap. II 262s.

<sup>2</sup> Dans son *Voyage du Jeune Anacharsis*, l'abbé Barthélémy accorde déjà leur place aux procès d'impiété (t. II Chap. XXI fin). — On trouve des études plus austères chez les historiens du droit: Wesseline, *Leges Atticae* (Leyde 1742); Meier et Schoemann, *Der attische Process* (Halle 1824) 300s.; Platner, *Der Process und die Klagen bei den Attikern* (Darmstadt 1824-1825) II 138s.; Thonissen, *Le droit pénal de la république athénienne* (Bruxelles 1875) 178-190; Lipsius, *Das attische Recht und Rechtsverfahren* (Leipzig 1905-1915) 359s. — Il faut mentionner, outre les monographies consacrées à des procès particuliers, les travaux suivants qui traitent l'ensemble du problème: Caillemer, Article *Asebeia* dans le Dictionnaire des Antiquités de Daremberg et Saglio; Thalheim, Article *Ἀσεβείας γραφή* dans la *Realencyclopädie der Klassischen Altertumswissenschaft*, de Pauly-Wissowa; Wiske-mann, *De impietatis actione* (Hersfeld 1846); Derenne, *Les procès d'impiété intentés aux philosophes d'Athènes* (Liège/Paris 1930). — On trouve des chapitres consacrés aux affaires d'impiété dans plusieurs autres ouvrages. Citons notamment: Foucart, *Les associations religieuses chez les Grecs* (Paris 1873); Decharme, *La critique des traditions religieuses chez les Grecs* (Paris 1904); Reverdin, *La religion de la cité platonicienne* (Paris 1945).

<sup>3</sup> Caillemer, article *Asebeia*, dans Daremberg et Saglio.

<sup>4</sup> Thalheim, article *Ἀσεβείας γραφή*, dans Pauly-Wissowa.

<sup>5</sup> Lipsius, *Das attische Recht* 359.

Caillemer et Thalheim se réfèrent à une phrase de Polybe<sup>6</sup>. Replaçons-la dans son contexte, nous constatons deux choses : L'historien y mentionne les critiques que l'on a portées contre la politique romaine lors de la troisième guerre punique ; nous n'avons donc pas le droit d'invoquer son témoignage pour éclairer un problème qui concerne les mœurs d'Athènes à l'époque classique. Il oppose en outre l'impiété aux délits définis par une infraction aux lois ; l'impiété dont il parle ne constitue donc pas un tel délit ; nous ne saurions tirer de son témoignage aucune lumière quant à la définition du délit d'impiété par une législation quelle qu'elle soit.

Lipsius invoque l'autorité d'Aristote : Ἀδικίας δ' ἐστὶν εἶδη τριά, ἀσέβεια πλεονεξία ὕβρις · ἀσέβεια μὲν ἢ περὶ θεοῦς πλημμέλεια καὶ περὶ δαίμονας ἢ καὶ περὶ τοὺς κατοικομένους καὶ περὶ γονεῖς καὶ περὶ πατρίδα · πλεονεξία δὲ κτλ. ...<sup>7</sup>. Ce texte capital affirme le caractère religieux de la famille et de la cité, il laisse pressentir quelles secrètes correspondances liaient dans un cœur athénien les sentiments familiaux, les sentiments civiques et les sentiments religieux, il établit dans l'*εὐσέβεια*, la solidarité de la *δίκη*, justice ou moralité, avec la religion. Mais l'impiété dont Aristote énumère les divers types n'est pas celle que punissaient les tribunaux athéniens. Ne nous laissons pas abuser par le mot *ἀδικία*, il ne signifie pas sous sa plume une injustice définie par la loi. Il considère en effet la *πλεονεξία*, le désir ou le fait de posséder plus qu'autrui, comme une sorte d'injustice, alors que la loi athénienne ne l'a jamais condamnée ; il nomme impiété le fait de négliger ses parents, alors que les tribunaux jugeaient ce délit sous le nom de *κάκωσις γονέων*. Bien que les tribunaux athéniens soient formés de jurés et bien que les plaideurs fassent appel à leur sens intime de l'équité autant qu'à leur connaissance du droit, il importe de distinguer la faute ressentie par la conscience du délit condamné par la loi ; il ne faut pas confondre le concept juridique et le concept moral. Dans notre texte, extrait d'un traité intitulé « Les vertus et les vices », c'est le concept moral qu'Aristote définit.

Lipsius produit en outre une phrase d'Hypéride : ἀσεβεῖ τις περὶ τὰ ἱερά, γραφαὶ ἀσεβείας πρὸς τὸν βασιλέα<sup>8</sup>. C'est à première vue plus sérieux, car l'orateur se réfère sans doute possible à la législation athénienne ; il reste pourtant à savoir s'il en reproduit fidèlement les termes, sans quoi nous ne saurions conclure de son imprécision à celle de la loi. Or sans affirmer avec Colin<sup>9</sup> qu'il expose un lieu commun dont le développement était enseigné par les manuels de rhétorique, nous remarquerons du moins qu'il parle ici en termes vagues et, sur tous les points où nous pouvons contrôler son exactitude, qu'il rapporte d'une manière très approximative l'enseignement de la législation. Il n'emploie pas l'expression technique *κάκωσις γονέων*, quand il mentionne les mauvais traitements infligés aux parents ; il n'indique pas quelle procédure appliquer contre ceux qui font à l'assemblée des propositions illégales ; il mentionne contre les impies un seul type de poursuite,

<sup>6</sup> Plb. XXXVI 15 (= XXXVII 1 C 5).

<sup>7</sup> Arist. *Virt. vit.* 1251 a 30.

<sup>8</sup> Hyp. *Eux.* 6.

<sup>9</sup> Colin, *Hypéride* (Les Belles Lettres, Paris 1946) 158 n. 3.



alors que les lois en connaissaient plusieurs. Il ne suffit donc pas que l'avocat soit ici vague et imprécis pour nous permettre d'affirmer que la législation l'était également.

## II

Après avoir ainsi récusé les témoins cités par les savants partisans de l'indétermination, produisons les nôtres.

1. — Le droit grec donne à toutes les fautes punissables un nom technique<sup>10</sup>. Il y a, d'après Antiphon, des lois particulières pour chaque délit<sup>11</sup>. Hypéride répète : la démocratie « ne laisse introduire les *eisangélies* et les autres procès devant les tribunaux qu'en exécution des lois ; c'est pourquoi, considérant toutes les injustices commises dans notre cité, nous avons établi des lois spéciales pour chacune d'entre elles »<sup>12</sup>. Il est évident que l'on ne peut distinguer ainsi les délits les uns des autres sans les définir, serait-ce grossièrement. Or le droit grec ne distingue pas seulement de l'impiété des fautes très différentes comme le vol ou l'adultère, mais aussi plusieurs délits qui touchent de près aux choses de la religion. Bien que le respect des parents soit un devoir religieux, celui qui maltraite ses parents ne commet pas une impiété au sens de la loi, mais un délit spécial ainsi que nous l'avons déjà noté<sup>13</sup>. Celui qui arrache un des oliviers sacrés commet un crime spécifique soumis à la juridiction de l'Aréopage<sup>14</sup>. La loi ne considère pas le vol des offrandes, des objets cultuels ou des ex voto déposés dans les temples comme une impiété (*ἀσέβεια*), mais comme un sacrilège (*ἱεροσυλία*)<sup>15</sup> ; elle place dans une catégorie particulière les contestations relatives à l'exercice d'un sacerdoce<sup>16</sup>. Ainsi, nettement distinct d'autres fautes qui choquent également le sentiment religieux des Athéniens ou lèsent les intérêts de leurs institutions sacrées, le délit d'impiété a nécessairement connu des limites précises.

Nous savons d'ailleurs qu'il a fait l'objet de plusieurs textes législatifs. « Périclès » ..., dit le Pseudo-Lysias aux Athéniens, « vous a engagés autrefois à juger les impies non seulement en considération des lois écrites qui les concernent, mais aussi d'après les lois non-écrites conformément auxquelles les Eumolpides font leur exégèses »<sup>17</sup>. La proposition de Périclès n'a pas été adoptée ; seules certaines affaires étaient soumises à l'autorité des Eumolpides (nous y reviendrons). Le pamphlétaire atteste pourtant l'existence, à côté des règles sacrées conservées par tradition orale dans les familles sacerdotales, de plusieurs lois écrites concernant les impies. Dès la fin du Ve siècle ces lois écrites restèrent seules en vigueur ; après le rétablissement de la démocratie, en effet, lors de la refonte législative de l'archontat

<sup>10</sup> Par exemple Lycurg. I 147.

<sup>11</sup> Ant. V 10.

<sup>12</sup> Hyp. Eux. 5.

<sup>13</sup> Cf. Lipsius, *Das attische Recht* 343 s.

<sup>14</sup> Arist. *Ath.* LX 12 ; Lys. VII, *Pro sacra olea excisa*, notamment 2, 22. 42.

<sup>15</sup> Lycurg. I 65. Cf. Antipho II ; *Tetralogia* I 1, 6 ; Lys. V *Pro sacrilegio Calliae* ; Isocr. XX 6.

<sup>16</sup> Arist. *Ath.* LVII 2.

<sup>17</sup> Lys. VI 10.

d'Euclide, la cité a décidé de ne plus jamais appliquer de lois non-écrites, ἀγράφῳ δὲ νόμῳ τὰς ἀρχὰς μὴ χρῆσθαι μηδὲ περὶ ἐνός<sup>18</sup>. Ainsi l'impiété a fait l'objet de plusieurs lois et celles-ci, d'une manière explicite ou non, la distinguaient d'autres délits voisins. Un événement précis nous contraint à une conclusion plus catégorique.

Les adversaires de Périclès n'osant pas attaquer directement l'homme politique, cherchèrent à l'atteindre dans la personne de ses amis; pour frapper notamment Anaxagore, le devin Diopithès, écrit Plutarque, proposa le décret suivant: «On poursuivra par voie d'eisangélie ceux qui ne croient pas aux choses divines ou qui enseignent des théories au sujet des choses célestes»<sup>19</sup>. Avant d'étudier ce texte de plus près nous noterons une observation fort simple mais capitale: l'existence du décret de Diopithès suffit à montrer que, dès avant l'archontat d'Euclide, à une époque où il était possible de recourir à des lois non-écrites, la législation athénienne définissait avec rigueur le délit d'impiété. En effet, si elle avait été assez vague pour qu'on pût étendre indéfiniment l'accusation d'impiété, on ne comprendrait pas pourquoi les adversaires de Périclès ont dû forger un décret nouveau pour condamner l'enseignement d'Anaxagore. Nous devons admettre que le délit d'impiété n'est pas indéfiniment extensible, mais au contraire strictement défini par une législation que l'on doit revoir et compléter si l'on veut atteindre un type d'impiété qu'elle n'a pas exactement visé.

## 2. – Des textes bien connus caractérisent trois types d'impiété différents<sup>20</sup>.

Le premier est celui que nous venons de citer, où Plutarque rapporte le fameux décret de Diopithès: εἰσαγγέλλεσθαι τοὺς τὰ θεῖα μὴ νομίζοντας ἢ λόγους περὶ τῶν μεταρσίων διδάσκοντας<sup>21</sup>. Ce texte soulève divers problèmes.

Derenne a montré que le décret de Diopithès a servi de base aux accusations portées contre plusieurs philosophes, notamment à celle de Méléto contre Socrate. Or l'acte d'accusation de Socrate nous laisse supposer une rédaction un peu différente de celle que Plutarque nous a transmise. Favorinus et Xénophon rapportent également la formule οὗς ἡ πόλις νομίζει θεοὺς οὐ νομίζων<sup>22</sup>, ce qui paraît indiquer que le décret présentait un masculin θεοὺς à la place du neutre θεῖα qui figure dans la version du biographe. Cette différence pourrait être importante. Le neutre τὰ θεῖα, les choses divines ou, comme traduit Derenne, les choses surnaturelles, paraît annoncer le neutre suivant τῶν μεταρσίων, les choses célestes, et conférer au décret une parfaite unité: ceux qui donnent un enseignement sur les choses célestes en contestent le caractère divin, ils ne croient pas au surnaturel; les deux propositions se complètent et semblent définir un seul délit. Au contraire, si nous

<sup>18</sup> And. I 85–87.

<sup>19</sup> Plut. *Per.* 32.

<sup>20</sup> Ils ont inspiré de nombreux commentaires; nous suivons dans ses grandes lignes celui de Derenne; nous y renvoyons le lecteur pour compléter les indications très brèves auxquelles nous nous limitons.

<sup>21</sup> Plut. *Per.* 32.

<sup>22</sup> Xen. *Mem.* I 1, 1; Favorin. ap. D.L. II 40.



lisons le masculin *τοὺς θεοὺς* dans la première proposition, nous la distinguons nettement de la seconde et nous introduisons dans le décret une sorte d'incohérence ou, du moins, de dualité; il définit deux délits différents: ne pas croire aux dieux et donner un enseignement sur les choses célestes.

Nous relèverons une autre variation. Le décret de Diopithès prescrit de poursuivre les impies par la voie de l'eisangélie, or Socrate et les philosophes victimes au IV<sup>e</sup> siècle d'un procès d'impiété furent poursuivis par la voie d'une plainte publique écrite, d'une *γραφή*. Derenne suppose à bon droit que le décret de Diopithès a été modifié lors de la refonte législative de l'archontat d'Euclide et que la procédure régulière, la *γραφή* y a été alors substituée à l'eisangélie, procédure d'exception dont on voulait éviter l'abus.

Faut-il supposer que le décret a été remanié plus profondément et que le neutre *τὰ θεῖα* a été du même coup remplacé par le masculin *τοὺς θεοὺς*? C'est possible, à moins – et nous sommes enclin à préférer cette hypothèse – à moins que Plutarque, altérant le texte original du décret, n'y ait substitué le neutre au masculin pour donner précisément au texte de Diopithès l'unité que nous avons soulignée.

Il semble bien en effet que le décret ait dès avant l'archontat d'Euclide distingué deux délits différents – il nous faut y donner toute sa force à la particule *ἢ* –; il semble bien en outre qu'il ait visé l'incrédulité. C'est de ne pas croire aux dieux que Protagoras, avant le remaniement de la loi, fut accusé, car l'astronomie occupe peu de place dans son enseignement<sup>23</sup>. Cette distinction ne fait rien perdre au décret de sa logique et de sa cohérence. Ne pas croire aux dieux et donner un enseignement sur les phénomènes célestes sont deux comportements étroitement liés dans la conscience des Athéniens. Ils estiment, dit Platon<sup>24</sup>, que ceux qui s'occupent d'astronomie ne croient pas aux dieux. En conséquence les deux chefs d'accusation définis par le décret, distincts l'un de l'autre sont pourtant corrélatifs, le premier éclairant et précisant la portée du second.

Ainsi le décret de Diopithès, sous sa forme primitive quelle qu'elle fût ou sous sa forme remaniée, définissait deux délits différents propres à justifier une accusation d'impiété.

Le premier était de ne pas croire aux dieux, *τοὺς θεοὺς μὴ νομίζειν*. On a voulu en limiter la portée et faire signifier à *νομίζειν* honorer les dieux suivant la coutume: le décret définirait ainsi une faute cultuelle. Cette interprétation nous paraît erronée. Aux arguments excellents que Derenne a déjà produits contre elle<sup>25</sup>, nous ajouterons un témoignage. Andocide «a montré lui-même aux Grecs», dit le pseudo-Lysias, *ὅτι τοὺς θεοὺς οὐ νομίζει*. En effet, sans craindre les conséquences de son impiété, comme un homme sûr de lui, il s'est fait armateur et a traversé les mers<sup>26</sup>. Si nous traduisons la formule *τοὺς θεοὺς οὐ νομίζει* par «il n'honore pas les dieux», la phrase n'a aucun sens. Nous devons comprendre: «il ne croit pas à l'existence des dieux», puisqu'il ne craint pas leur vengeance.

<sup>23</sup> Plat. *Prt.* 318e.

<sup>25</sup> Derenne, *Les procès d'impiété* 217–223.

<sup>24</sup> Plat. *Apol.* 18c; *Lg.* 967a.

<sup>26</sup> Lys. VI 19.

Peut-être νομίζειν conserve-t-il quelque chose de son sens étymologique, peut-être évoque-t-il d'une manière plus ou moins précise l'idée d'une coutume ou d'une tradition ? Le délit serait alors de « ne pas croire aux dieux conformément à l'usage ». L'acte d'accusation de Socrate confirmerait cette interprétation puisqu'il précise : Socrate « ne croit pas aux dieux auxquels la cité accorde sa foi, οὐς μὲν ἡ πόλις νομίζει θεοὺς οὐ νομίζων ». Il ne nous semble pas nécessaire de supposer que cette précision – conforme à l'esprit de la loi – ait explicitement figuré dans le texte du décret : nous admettrions volontiers qu'Anytos et Mélétos l'on ajoutée pour lier le premier au second de leurs chefs d'accusation : introduire de nouveaux dieux.

Le décret de Diopithès institue ainsi un délit d'opinion. Une opinion toutefois appartient à la vie de l'esprit ; elle est essentiellement incontrôlable. Dans un état qui ne possède pas d'inquisiteurs, elle échappe comme telle à l'action de la justice. Elle ne peut être reconnue et saisie que dans ses manifestations objectives. C'est pourquoi Diopithès prend soin de mentionner l'une de ces manifestations, celle qui permettra d'attaquer Anaxagore.

Rappelons en effet la fin du décret : le deuxième délit consiste à donner un enseignement au sujet des choses célestes, λογούς περὶ τῶν μεταρσίων διδάσκειν. Les Athéniens, nous l'avons déjà noté, se méfient des astronomes qu'ils soupçonnent d'athéisme. Nous devons tenir compte de cet état d'esprit général pour interpréter la proposition de Diopithès ; nous devons surtout la placer dans son contexte. Isolée, elle serait trompeuse ; le premier alinéa l'éclaire et la définit. Il y a délit d'impiété si l'on donne sur les phénomènes célestes un enseignement tel qu'il implique une incrédulité radicale quant à l'existence des dieux traditionnels.

Ainsi que Derenne l'a montré, le décret de Diopithès a fourni un fondement juridique à plusieurs procès dont le souvenir a survécu jusqu'à nous notamment aux accusations lancées contre Anaxagore, contre Protagoras, contre Socrate, contre Stilpon de Mégare et probablement contre Théodore de Cyrène.

En plus de ce décret nous connaissons le contenu d'un autre texte législatif. Les Athéniens, écrit Flavius Josèphe, « mirent à mort la prêtresse Ninos parce qu'on l'avait accusée d'initier au culte de dieux étrangers (ὅτι ξένους ἐμύει θεοῦς) ; or la loi chez eux l'interdisait et la peine édictée contre ceux qui introduisaient un nouveau dieu (κατὰ τῶν ξένων εἰσαγόντων θεόν) était la mort »<sup>27</sup>. Lobeck, Schömann et Caillemer ont voulu récuser ce témoignage tardif<sup>28</sup>, mais Foucart, puis Derenne en ont définitivement établi l'authenticité<sup>29</sup>.

La mère d'Eschine, nous dit Démosthène, présidait à un culte grossier et son fils l'assistait dans l'exercice de son sacerdoce, conduisant dans les rues des thiasés bruyants, aux cris d'Evohé ! Sabohé !<sup>30</sup>. Ce culte, nous apprend un scholiaste, était

<sup>27</sup> Jos. Ap. II 267. Nous citons la traduction de Blum.

<sup>28</sup> Lobeck, *Aglaophamus* 664 ; Schömann, *De extern. rel.* ; Caillemer, *La liberté de conscience à Athènes*, Revue de législation ancienne et moderne, 1870 ; Article *Asebeia*, dans Daremberg et Saglio.

<sup>29</sup> Foucart, *Les associations religieuses* ; Derenne, *Les procès d'impiété*.

<sup>30</sup> Démosth. XVIII 259–260 ; XIX 199. 249.



voué au dieu phrygien Sabazios<sup>31</sup>. Or Démosthène précise ailleurs qu'une autre prêtresse avait été autrefois condamnée à mort pour avoir conduit les mêmes thiasés<sup>32</sup>. Un scholiaste nous apprend qu'elle s'appelait Ninos, ajoutant qu'elle fut condamnée pour deux raisons, parce qu'elle préparait des filtres pour les jeunes gens et pour un motif religieux. «Au début, considérant que les pratiques auxquelles elle se livrait constituaient une moquerie et un outrage contre les vrais mystères, ils mirent la prêtresse à mort. Ensuite, l'oracle ayant prescrit d'autoriser ces cultes, ils permirent que la mère d'Eschine initiât»<sup>33</sup>.

Le rapprochement de ces témoignages avec celui de Flavius Josèphe nous conduit à une conclusion. La loi interdisait l'introduction des cultes étrangers; certains toutefois, moyennant une procédure que nous connaissons mal, à la suite semble-t-il d'une consultation oraculaire, ont obtenu une autorisation. Ainsi celui de Sabazios, après une période d'interdiction, fut admis dans la cité, comme devait l'être aussi celui de Bendis.

Cette disposition servit de fondement au second chef de l'acte d'accusation de Socrate: «il a introduit de nouvelles divinités», *ἔτερά δὲ καὶ δαιμόνια εἰσηγούμενος* d'après Favorinus<sup>34</sup>, ou *εἰσφέρων* d'après Xénophon<sup>35</sup>. Elle fut invoquée comme nous venons de le voir dans le procès de Ninos, dans celui de Phrynée<sup>36</sup> et probablement d'après Derenne dans ceux de Démade et d'Aristote.

3. — Ainsi la législation définissait avec une parfaite clarté trois types de conduite propres à justifier une accusation d'impiété; soit, au terme du décret de Diopithès premier alinéa, le fait de ne pas croire à l'existence des dieux comme il est traditionnel de se les représenter; au terme du décret de Diopithès second alinéa, le fait de donner sur les phénomènes célestes un enseignement qui paraisse en contester la nature divine; au terme de la loi citée par Flavius Josèphe, le fait d'introduire dans la cité un dieu nouveau dont le culte n'a pas été explicitement autorisé par le peuple athénien. Ces conclusions étaient déjà bien établies depuis les travaux de Foucart et de Derenne. Mais la tradition nous a conservé le souvenir de procès intentés à des impies et de condamnations qu'aucune de ces trois dispositions ne saurait justifier. Ils concernent des infractions rituelles, des fautes commises contre la dignité des cultes. Il nous faut donc admettre que la législation comportait, parmi les prescriptions qui réglaient l'ordonnance des cérémonies religieuses, des textes relatifs à l'impiété, et que nous avons jusqu'à présent négligés.

Nous savons que la cité chargeait magistrats et fonctionnaires sacerdotaux d'organiser les fêtes ou les sacrifices qu'elle célébrait périodiquement, et d'en assurer la régularité<sup>37</sup>. Des traditions et des lois écrites les guidaient dans ce travail. «Il

<sup>31</sup> *Schol.* Démosth. 313, 26.

<sup>32</sup> Démosth. XIX 281.

<sup>33</sup> *Schol.* Démosth. 431, 25.

<sup>34</sup> *D. L.* II 40.

<sup>35</sup> *Xen. Mém.* I 1, 1.

<sup>36</sup> *Anon. Seguerii* p. 57; cf. *Oratores Attici* II 425s. Müller.

<sup>37</sup> *Th.* II 38. Cf. *Schol.* ad hunc locum. *Arist. Ath.* passim, notamment LIV 6; LVI 2-5; LVII 1.

faut», lisons-nous dans un discours de Lysias, «accomplir les sacrifices énumérés sur les tables et sur les stèles conformément aux ordonnances»<sup>38</sup>. La législation religieuse comprenait donc plusieurs textes : aux anciennes lois conservées sur des tables de bois ou de bronze (*κύρβεις*) sont venues s'ajouter des dispositions plus récentes consignées sur des stèles de pierre ; des commissions spéciales élaboraient en outre des ordonnances (*συγγραφαί*) selon une procédure que précisent plusieurs textes épigraphiques. Le peuple ou le conseil confiaient à ces commissions la tâche d'élaborer des règlements auxquels ils donnaient ensuite valeur exécutoire en les insérant dans le texte d'un décret ; de telles ordonnances précisaient, semble-t-il, les modalités d'application des préceptes ancestraux<sup>39</sup>. Les calendriers sacrés se réduisaient à des énumérations laconiques de dates, de noms de dieux, d'offrandes et de sacrifices ; elles comportaient parfois la mention d'un temple, des indications concernant le coût des victimes ou le montant des émoluments sacerdotaux<sup>40</sup>. Il n'y a pas de place dans ce cadre rigide pour la définition de peines de police ou de poursuites judiciaires. Si l'on a pris des mesures pour réprimer les négligences rituelles, c'est dans les ordonnances complémentaires et les décrets que nous devons en rechercher les traces.

Or nous ne trouvons prescrite dans ceux de ces documents que l'épigraphie nous a conservés aucune punition contre les citoyens qui négligeaient leurs devoirs religieux ; au contraire nous y voyons parfois formulés des vœux de bonheur pour ceux qui respectent scrupuleusement les rites, comme s'ils accomplissaient ainsi une activité exceptionnellement méritoire<sup>41</sup>. Il semble donc que l'on n'ait prévu aucune sanction pour contraindre les particuliers à observer les rites prescrits, laissant aux dieux le soin de punir, s'il y avait lieu, leur irrégion, comme on demandait aux dieux de récompenser leur piété.

En revanche si la loi ne contraindait personne à l'accomplissement des rites, elle pourvoit à ce que les rites accomplis le soient conformément aux règles traditionnelles. Voici trois alinéas d'un décret pris sous l'archontat de Philocrate, l'an 485/484.

§ 2. «Lorsque ceux qui font leurs dévotions à l'intérieur (du sanctuaire) accomplissent les rites, ne pas permettre qu'ils dressent le vase de terre ni ... ni ... ni qu'ils allument du feu. Si quelqu'un commet cet acte en connaissant (l'interdiction), il lui sera infligé une amende qui pourra s'élever à trois oboles et qui sera perçue par les intendants.

§ 3. Ne pas dépecer (la victime) dans ... ; ne pas rejeter les excréments. Si quelqu'un commet cet acte en connaissant (l'interdiction), il lui sera infligé une amende qui pourra s'élever à trois oboles et qui sera perçue par les intendants.

<sup>38</sup> Lys. XXX 17s.

<sup>39</sup> IG. I<sup>2</sup> 24. 76. 94.

<sup>40</sup> IG. I<sup>2</sup> 838-845 ; Prott, *Fasti* passim.

<sup>41</sup> IG. I<sup>2</sup> 76.



§ 5. Le prytane dénoncera aux intendants les injustices commises selon l'inscription ...»<sup>42</sup>.

Un tel décret prescrit contre les coupables d'infractions rituelles, des amendes prélevées sans jugement, sur simple dénonciation, non des poursuites devant les tribunaux; mais d'autres textes montrent que l'on peut, pour des fautes de même nature, passer des mesures de police aux plaintes et aux procès.

Le peuple athénien prit à la fin du Ve siècle, sur la proposition de Lampon, le décret suivant: «Que l'archonte-roi fixe les limites de l'enceinte sacrée du Pélargicon, que désormais on n'élève point d'autels dans le Pélargicon, sans un décret du conseil et du peuple; que l'on n'emporte ni pierre ni terre du Pelargicon. Si l'on transgresse quelque'une de ces défenses, on paiera une amende de cinq cents drachmes et le roi vous traduira devant le conseil, *εἰσαγγελλέτω εἰς τὴν βουλήν*<sup>43</sup>. Nous rapprocherons spontanément ce décret d'un oracle mentionné par Thucydide: «Il vaut mieux laisser le Pélargicon en friche»<sup>44</sup>. Un décret du Pirée prescrit des dispositions analogues: «Le démarque en charge veillera à la régularité des Thesmophories: que personne ne lâche les animaux consacrés (*μηδεις ἀφένους ἀποιῖ*): que personne ne réunisse de thiasés; que l'on n'élève point de petits temples privés (à l'intérieur du sanctuaire); que l'on n'accomplisse point de purifications; que personne ne s'approche des autels ni ne pénètre dans la salle (*μέγαρον*) sans la prêtresse, sauf lors des Thesmophories, lors des Plérosia, des Calamaia et des Skira, et lorsque les femmes s'y rassemblent conformément aux traditions ancestrales. Les habitants du Pirée ont décrété que, si l'on commet l'un de ces actes en dépit des interdictions, le démarque, après vous avoir infligé une amende, vous traduira devant les tribunaux, en appliquant la législation en vigueur dans les affaires de cette espèce. Quant au ramassage du bois dans le domaine sacré, si quelqu'un s'y livre, les anciennes lois sur ce point sont remises en vigueur. Les fonctionnaires chargés de délimiter le territoire sacré (*ὄρισται*) feront, avec le démarque, graver ce décret et dresser la stèle devant les marches du Thesmophorion»<sup>45</sup>.

Prendre du bois<sup>46</sup>, des pierres ou de la terre sur un territoire sacré, cela peut passer pour un détournement des biens réservés aux dieux, soit donc pour un vol, mais les lois prohibent en outre des pratiques qui ne constituent en aucune manière une atteinte à la propriété. On ne permet pas à un fidèle d'exprimer à sa fantaisie la foi qui l'anime. La piété lui inspire des gestes qui dérogent aux usages ancestraux; il multiplie les purifications, il redouble ses visites aux autels, il veut pénétrer au plus intime des sanctuaires; il forme des associations pieuses avec les exaltés de son espèce; il élève des autels particuliers dans les lieux sacrés. Au Moyen-Age, de même, les confréries de la Montagne Sainte-Geneviève érigèrent à l'intérieur

<sup>42</sup> IG. I<sup>2</sup> 3 s.; cf. IG. I<sup>2</sup> 6 col. I; cf. aussi IG II<sup>2</sup> 1237. 1361.

<sup>43</sup> IG I<sup>2</sup> 76 fin.

<sup>44</sup> Th. II 17, 1.

<sup>45</sup> IG II<sup>2</sup> 1177. Sur les *ὄρισται*, voir Rudhardt, *Notions fondamentales de la pensée religieuse et actes constitutifs du culte dans la Grèce classique* (Droz, Genève 1958) 228 s.

<sup>46</sup> IG II<sup>2</sup> 1362.

des églises de petites chapelles si nombreuses que les autorités ecclésiastiques s'en sont inquiétées. De telles manifestations de la piété individuelle paraissent intempestives; elle bouleversent les usages traditionnels et troublent l'ordre des sanctuaires. Le peuple réagit. Or il ne prescrit pas seulement de fortes amendes pour prévenir de tels abus; il défère les coupables au conseil, ou dans certains cas, aux tribunaux réguliers, et ces poursuites se déroulent «conformément aux lois en vigueur dans ces sortes d'affaires».

Nous voyons ainsi que l'infraction rituelle constitue une impiété, mais cette impiété est punissable dans la mesure où des textes législatifs définissent avec précision les gestes interdits, et les sanctions sont laissées à l'appréciation des tribunaux dans un petit nombre seulement de cas déterminés.

Nous noterons à ce sujet que la législation se montre plus sévère pour les prêtres et les fonctionnaires sacerdotaux que pour les particuliers. Le décret qui prescrit des amendes de trois oboles contre les particuliers coupables d'irrégularités rituelles, en prescrit de cent drachmes contre les prêtresses et les servantes du culte<sup>47</sup>. Une loi athénienne de 460 impose des règles aux Céryces eux-mêmes; lorsqu'ils initient aux Mystères, ils doivent prendre les mystes un à un (*ἕκαστον χωρὶς*), sinon ils seront frappés d'une amende de mille drachmes<sup>48</sup>. Les textes en vertu desquels les servants du culte pouvaient être déférés aux tribunaux ne nous sont pas parvenus; mais nous connaissons deux procès d'impiété intentés pour infraction rituelle à des personnages revêtus de fonctions sacerdotales.

L'orateur Lycurgue – connu pour la vivacité de ses sentiments religieux – intenta, par voie d'eisangélie, un procès d'impiété à Ménésaichmos<sup>49</sup>, qui conduisit à Délos une théorie athénienne. Denys d'Halicarnasse nous apprend qu'un discours pour Ménésaichmos, attribué par erreur à Dinarque, traitait du sacrifice de Délos *ὁ μὲν ἐστὶ περὶ τῆς Δήλου θυσίας*<sup>50</sup>. Un papyrus de Berlin publié en 1922 complète ce témoignage; nous y lisons la phrase suivante: *ὅτι οὐδ' οἰόντέ ἐστιν θῦσαι ὥς Μενέσαιχμος λέγει, εἰ δὲ μὴ ἀσέβημα γίγνεται* «qu'il n'est pas possible de sacrifier comme le dit Ménésaichmos, sinon on commet une impiété»<sup>51</sup>. Ainsi Ménésaichmos fut accusé pour avoir, en qualité de théore envoyé à Délos par la cité, accompli un sacrifice sans respecter les usages rituels. Nous possédons du discours prononcé contre lui par Lycurgue un petit nombre de fragments très courts; ces quelques bribes ne nous permettent pas de dire en vertu de quelle loi il était poursuivi; mais le papyrus de Berlin montre clairement qu'il ne s'agissait pas d'une accusation vague. On a eu recours, pour définir la régularité des rites et mesurer la portée de l'infraction commise à un véritable expert: le héraut chargé d'assister le prêtre d'Apollon Délén.

<sup>47</sup> IG I<sup>2</sup> 3s.

<sup>48</sup> IG I<sup>2</sup> 6, col. III; cf. autre décret imposant des tâches déterminées à des fonctionnaires sacerdotaux: IG I<sup>3</sup> 188.

<sup>49</sup> Lycurg. fragment 79 Müller.

<sup>50</sup> Din., *Oratores Attici* II 451, no XXXVIII Müller.

<sup>51</sup> Lycurg. fragment VI 1 Dürnbach.



Selon l'auteur du discours contre Nééra, le hiérophante Archias fut condamné pour impiété parce qu'il accomplissait les sacrifices contrairement aux usages ancestraux (*θύοντα παρὰ τὰ πάτρια τὰς θυσίας*); il avait, lors des Haloa, offert des sacrifices pour une certaine Sinopé sur un autel situé dans la cour d'entrée à Eleusis, alors qu'il n'était pas conforme à l'usage d'immoler des victimes ce jour là (*οὐ νομίμων ὄντος*) et que la charge de sacrifier ne lui appartenait pas mais incombait à la prêtresse<sup>52</sup>. Une seule allusion à ce procès nous laisse ignorer quelles lois y étaient invoquées; or c'est un problème nouveau qui se pose à nous en l'occurrence, car l'affaire d'Archias est en relation avec les cultes d'Eleusis et nous savons que ceux-ci sont régis, en partie du moins, par les lois non écrites des Eumolpides. Ces lois non écrites pouvaient-elles servir de fondement à un procès débattu devant les tribunaux athéniens?

Nous connaissons — malheureusement assez mal — quelques affaires relatives aux mystères. Aristote<sup>53</sup> et Elieen<sup>54</sup> nous apprennent incidemment qu'Eschyle fut accusé d'impiété pour avoir violé le secret des mystères dans l'une de ses pièces. L'Aréopage l'aurait acquitté en considération des blessures qu'il avait reçues en luttant contre les Perses<sup>55</sup>. Quant à Diagoras, il échappa à ses juges, en quittant précipitamment l'Attique; mais les Athéniens mirent sa tête à prix. Diodore et les scholiastes d'Aristophane nous en apprennent la raison<sup>56</sup>. Il exposait à tous l'enseignement mystique, le faisant ainsi entrer dans le domaine public et paraître insignifiant (*τὰ μυστήρια πᾶσι διηγείτο κοινοποιῶν αὐτὰ καὶ μικρὰ ποιῶν*).

Les deux poètes furent donc poursuivis pour avoir enfreint le secret des mystères, mais nous ignorons si c'était en vertu d'une loi écrite. Nous sommes mieux renseignés sur les procès qui furent intentés à Alcibiade et à quelques autres aristocrates à la fin du Ve siècle.

On sait l'émotion que provoqua la mutilation des Hermès, au moment où le corps expéditionnaire athénien s'apprêtait à partir pour la Sicile. Comme le peuple pour favoriser la recherche des coupables, encourageait la dénonciation de tous les crimes analogues, Pythonicos déclara que l'un des généraux de l'armée athénienne, Alcibiade, avait commis une impiété à l'égard des Mystères<sup>57</sup>. Alcibiade voulut être jugé sur le champ, mais on lui ordonna de partir avec la flotte; on voulut ensuite le faire revenir mais il s'enfuit et fut condamné par contumace.

On lui reprochait d'avoir parodié les mystères, *ἀπομιμούμενον τὰ μυστήρια*<sup>58</sup>. Il fut poursuivi par la voie de l'eisangélie, sous la double accusation d'impiété et de complot contre la démocratie. Ses adversaires savaient en effet, dit Isocrate, «ce qui provoquait le plus d'irritation dans la cité: pour les questions religieuses, que

<sup>52</sup> Démosth. LIX 116s.

<sup>53</sup> Arist. *E.N.* 1111 a 10.

<sup>54</sup> Ael. *V.H.* V 19.

<sup>55</sup> Sur le procès d'Eschyle, voir S. Reinach, *Rev. Arch.* 1919, 182s.

<sup>56</sup> Diod. XIII 67; Schol. *Ar. Av.* 1071; cf. *Lys.* VI 17.

<sup>57</sup> *Th.* VI 28, 2; *And.* I 11s.

<sup>58</sup> *Plut. Alc.* 19, 2s; 22, 4; cf. *Lys.* VI 51.

l'on paraisse commettre une faute à l'égard des mystères, et pour le reste que l'on ose attenter au régime démocratique; ils réunirent donc les deux accusations et portèrent une eisangélie devant le conseil<sup>59</sup>. Nous ne rechercherons pas en vertu de quelle loi fut portée l'accusation politique; le texte de l'eisangélie, conservé par Plutarque, nous révèle les fondements de l'accusation religieuse. Elle reposait sur les lois des familles sacerdotales dont la parodie constituait une violation. Le crime fut commis *παρὰ τὰ νόμιμα καὶ τὰ καθεστηκότα ὑπὸ τ' Εὐμολπιδῶν καὶ Κηρύκων καὶ τῶν ἱερέων τῶν ἐξ Ἑλευσίνος*<sup>60</sup>. Ce témoignage est tardif, mais Thucydide le confirme. Trois ans après le procès, nous dit-il, ce furent les Eumolpides et les Céryces qui s'opposèrent au retour d'Alcibiade, en rappelant le crime à cause duquel il s'était enfui.

Il était donc possible au Ve siècle d'engager des poursuites pour impiété devant les tribunaux athéniens, en vertu de lois non-écrites. Ce fut probablement le cas lors des procès d'Eschyle et de Diagoras. Il n'en résulte aucun flottement dans la définition du délit d'impiété. Les lois non-écrites ne sont pas arbitraires; entourées d'un profond respect, ce sont des dispositions antiques scrupuleusement conservées dans les familles sacerdotales, auxquelles incombe la tâche de les interpréter. On y recourt exclusivement dans les affaires relatives aux mystères et nous avons lieu de supposer que l'état athénien, même dans ce domaine, limite avec rigueur l'initiative des prêtres. De nombreux documents, en effet, montrent qu'il surveille tout ce qui concerne les cultes éleusiniens<sup>61</sup>. Nous savons enfin que les tribunaux récuseront l'autorité des lois non-écrites à partir de l'archontat d'Euclide.

Comme il est incroyable que la cité ait renoncé au même coup à protéger les Mystères nous devons supposer que quelques-unes des dispositions de l'ancien droit sacerdotal ont fait l'objet de lois ou de décrets nouveaux et sont entrées dans le droit écrit. Nous croyons en trouver la preuve dans un texte d'Andocide. On sait que l'orateur fut en but à de nombreux procès, à la suite d'une faute de jeunesse. En plein Eleusinion, lors d'une séance du conseil à laquelle Andocide avait été convoqué, un certain Callias se leva soudain pour l'accuser d'avoir déposé sur l'autel un rameau qu'il désignait à l'indignation des bouleutes. Une loi ancestrale, disait-il, interdisait pendant les mystères de déposer sur cet autel des rameaux de supplication et prescrivait la peine capitale contre les impies qui commettraient le geste défendu. Or voici ce que Céphalos, un adversaire d'Andocide pourtant, lui répliqua: «Callias, tu es le plus impie de tous les hommes! Tu interprètes les règlements sacrés, mais la religion t'interdit de le faire ..., tu parles d'une loi ancestrale, mais la stèle près de laquelle tu te tiens prescrit une amende de mille drachmes contre qui déposerait un rameau de suppliant dans l'Eleusinion»<sup>62</sup>.

<sup>59</sup> Isoc. XVI 6. Cette indication de l'orateur correspond à celle des historiens pour qui la parodie des mystères, comme la mutilation des statues, constitue à la fois un forfait contre la démocratie (Th. VI 28, 2; 60, 1) et une impiété (Th. VI 27; 53,1; 60,1; Plut. *Alc.* 19, 2s.; Xen. *H.G.* I 4, 13. 14. 20).

<sup>60</sup> Plut. *Alc.* 22.

<sup>61</sup> Aeschin. III 18; IG I<sup>2</sup> 6 col. III; IG I<sup>2</sup> 76, etc.

<sup>62</sup> And. I 116.



Céphalos, remarquons-le, ne nie pas l'existence de la loi non-écrite à laquelle Callias se réfère; il conteste seulement à celui-ci la qualité voulue pour l'interpréter, il ajoute qu'un texte écrit concerne d'ailleurs le même délit. On doit admettre pour comprendre cette discussion que Callias prétend faire abusivement état d'une loi non-écrite, alors que Céphalos attire l'attention des bouleutes sur le texte écrit qui l'a remplacée. Nous verrions ici un exemple de la législation nouvelle substituée dès la fin du Ve siècle à la tradition sacerdotale; elle en conserve certaines dispositions, mais elle peut les modifier pour adoucir les anciennes sanctions.

Aux infractions rituelles il faut joindre la rupture des interdits qui ferment à certaines catégories d'individus l'accès de sanctuaires ou de cérémonies officielles.

Le Conseil lui-même devait s'émouvoir des impiétés commises par Alké. C'était une affranchie qui gérait au Pirée une maison de prostitution. Or cette femme, dit Isée, «a eu l'audace de participer à la procession, de pénétrer dans le sanctuaire et de voir ce qu'il n'était pas permis qu'elle vît». Par ces actes elle a violé une loi qui interdisait que les femmes de son espèce ne pénétrant dans un certain sanctuaire et ne se mêlent aux cérémonies des Thesmophories<sup>62a</sup>. Une autre loi défendait l'accès des temples aux individus qui s'étaient librement prostitués; il est vraisemblable que la négligence de cet interdit constituait aussi un délit d'impiété<sup>63</sup>.

On sait que le meurtrier est impur et qu'il communique à tout ce qu'il touche les miasmes de son crime. La loi de Dracon prescrivait des mesures pour en éviter la propagation<sup>64</sup>. Est-ce en vertu de cette loi qu'Androtion avait lancé une accusation publique d'impiété contre l'oncle de Diodore? Il lui reprochait d'avoir vécu auprès de son neveu alors que celui-ci était peut-être, insinuait-il, un meurtrier<sup>65</sup>. Cette accusation toutefois ne fut pas retenue par le tribunal et Androtion n'obtint pas le cinquième des suffrages.

Le décret d'Isotimidès éloignait des sanctuaires tous ceux qui s'étaient une fois reconnus coupables d'une impiété. Pour être contrevenu à cette interdiction, les adversaires d'Andocide lui intentèrent un procès<sup>66</sup>; or ils semblent bien l'avoir accusé d'impiété<sup>67</sup>.

Toutes ces affaires ne sont pas parfaitement claires; elles nous indiquent pourtant que la rupture de certaines atimies constituait un délit d'impiété caractérisé.

La tradition a conservé le souvenir de plusieurs autres procès. De trop brèves allusions ne nous permettent pas de dire sur quels fondements législatifs ils reposaient. L'ignorance dans laquelle nous restons à leur sujet ne saurait infirmer les

<sup>62a</sup> Is. VI 19s. 49s.

<sup>63</sup> Démosth. XXII 73.

<sup>64</sup> Démosth. XX 158.

<sup>65</sup> Démosth. XXII 2; cf. XXIV 7.

<sup>66</sup> And. I 71; cf. 52.

<sup>67</sup> And. I 30-32. 132. La chose n'est pas certaine. Andocide a été poursuivi par endeixis; or cette procédure ne paraît pas convenir aux affaires d'impiété (cf. Démosth. XXII 25-27 et schol. ad hunc locum). L'endeixis toutefois intéresse ici l'Archonte-Roi qui, comme on le sait, est par excellence chargé des affaires d'impiété.

conclusions auxquelles des témoignages précis et convergents nous ont conduit. En plus du décret de Diopithès et de la loi citée par Flavius Josèphe la législation athénienne comptait plusieurs règles et plusieurs lois relatives à l'impiété. Elles définissaient avec précision les infractions rituelles qu'il fallait punir par de simples mesures de police et celles qui pouvaient donner lieu à des poursuites judiciaires. L'impiété pouvait revêtir un nombre considérable de formes; seuls pourtant les actes qui tombaient sous le coup d'une loi précise étaient passibles de tribunaux.

### III

Voici maintenant une contre-épreuve. Nous avons étudié les procès d'impiété. Il nous reste à considérer les crimes qui n'ont pas provoqué de poursuite pour impiété, bien qu'ils eussent lésé ou du moins outragé des institutions religieuses.

L'affaire de Midias nous en offre un très bel exemple. On connaît les faits. Midias était à la fois un adversaire politique et un ennemi personnel de Démosthène. Comme l'orateur s'était chargé d'une chorégie, Midias avait tout mis en œuvre pour entraver ses efforts et l'empêcher d'obtenir la victoire. Il avait essayé de détruire les vêtements préparés pour la fête, acheté le maître chargé de préparer les choreutes, tenté de corrompre les juges du concours et frappé Démosthène au milieu de la cérémonie. Celui-ci prit la parole après les Dionysies dans l'assemblée qui devait recevoir les rapports relatifs à la fête; il dénonça la conduite de son adversaire et obtint immédiatement un vote propre à lui donner satisfaction: le peuple prononçait une sentence préjudicielle, par laquelle il réprouvait la conduite de Midias. C'était une condamnation morale, sans effets pratiques immédiats, mais elle renforçait la position de Démosthène et lui donnait une grande autorité pour entreprendre plus tard des poursuites devant les tribunaux. Il s'y prépara et composa dans cette intention le discours que nous possédons; mais après des discussions dont nous ignorons à peu près tout, à la suite sans doute d'un rapprochement entre le parti antimacédonien et le parti d'Eubule auquel Midias appartenait, Démosthène renonça au procès pour conclure avec son adversaire un arrangement privé.

En dépit de deux passages où Démosthène, emporté par le mouvement de son éloquence, prononce le verbe *ἀσεβείν*<sup>68</sup>, il n'a pas voulu intenter à Midias un procès d'impiété, comme le prétend Libanos<sup>69</sup>. Il aurait pu le poursuivre aussi pour impiété, affirme-t-il<sup>70</sup>, ce qui signifie sans doute possible qu'il ne se proposait pas de le faire. Les savants modernes sont unanimes sur ce point. Ils le sont moins lorsqu'il s'agit de préciser de quelle faute Démosthène voulait effectivement accuser son adversaire<sup>71</sup>. L'analyse du discours nous permet, croyons nous, les précisions

<sup>68</sup> Démosth. XXI 199. 227.

<sup>69</sup> *Orationis contra Midiam argumentum* 509.

<sup>70</sup> Démosth. XXI 51.

<sup>71</sup> Les uns soutiennent que Démosthène voulait déposer contre Midias une *γραφὴ ὑβρεως* tandis que Lipsius affirme qu'il voulait l'accuser d'*ἀδοκεῖν περὶ τὴν ἐορτήν*.



suivantes : Démosthène avait requis contre Midias une sentence préjudicielle celui-ci ayant, aux termes de la loi sur la *προβολή* « commis une injustice à l'occasion de la fête »<sup>72</sup>; or cette injustice consistait en un acte de démesure ou d'outrage (*ὑβρεῖς*) : fort de l'approbation de l'assemblée c'est un procès d'outrage que Démosthène voulait ensuite intenter. En effet, nous le voyons constamment préoccupé, au cours de son discours, de montrer que Midias a enfreint la loi sur l'*ὑβρεῖς*<sup>73</sup> (Comme le remarquent les scholiastes, il cherche à prouver que les crimes commis justifient une plainte publique, une *γραφὴ ὑβρεως* et non seulement une plainte privée, une *δίκη βλάβης*, conformément semble-t-il à la thèse de l'accusé<sup>74</sup>).

Et pourtant Démosthène affirme à plusieurs reprises que c'est un procès d'impiété que son adversaire aurait mérité; dans près de la moitié du discours que nous possédons, nous le voyons dénoncer son irrégion<sup>75</sup>. Il est bien vrai d'ailleurs que la fête et le concours sont une institution sacrée, et que Midias en troublant le déroulement de la cérémonie, en frappant un chorège, choque les sentiments religieux des Athéniens; Démosthène a raison. Pourquoi donc hésitait-il à l'accuser d'impiété? Le scholiaste qui se posait déjà cette question nous donne des réponses inadmissibles<sup>76</sup>; les explications des auteurs modernes ne sont pas plus sérieuses. La loi violée, affirme Weill, serait d'institution humaine et non d'institution divine; comme si le décret de Diopithès en vertu duquel furent condamnés tant de philosophes était d'institution divine! Notre étude sur la définition du délit d'impiété nous fournit, croyons-nous, la solution du problème: Démosthène n'intente pas à son adversaire un procès d'impiété, parce qu'il ne pouvait pas le faire. Certes la conduite de Midias heurte la conscience religieuse des Athéniens, mais il n'a commis aucun des délits définis par la législation sur l'impiété, de telle sorte qu'on ne peut pas le poursuivre pour son irrégion. Démosthène lui fait un procès d'outrage (*γραφὴ ὑβρεως*); dans les affaires de cette espèce, la peine était laissée à l'appréciation des jurés; c'est pourquoi l'orateur, tirant parti de l'indignation que les sacrilèges de Midias leur inspirent, joint à l'accusation réelle une accusation rhétorique d'impiété, bien qu'une telle accusation soit juridiquement irrecevable.

Nous pourrions citer d'autres procès intentés, semble-t-il, à des impies sous des chefs d'accusation qui ne ressortissent pas à la législation religieuse, comme si celle-ci ne donnait pas le moyen de punir toutes les formes d'impiété. L'accusateur cherchait d'autres griefs pour frapper le coupable, mais, après avoir par une dé-

<sup>72</sup> Démosth. XXI 8. 9. 11. 28s.

<sup>73</sup> Cf. notamment §§ 7. 25s. 31. 44s. 68. 70-72. 105s. 216s.

<sup>74</sup> Cf. §§ 25. 35 et schol. Démosth. 525, 14.

<sup>75</sup> Midias a frappé un chorège, § 1; or qui fait violence à un chorège couronné commet une impiété, §§ 31-34 et 56; qui trouble une fête également, §§ 61-69 et 97. Les oracles ordonnent de former des chœurs et de porter des couronnes, §§ 54-55. Le dieu est lésé si le chorège est frappé, si la fête est troublée, §§ 40 et 126. C'est pourquoi la législation athénienne protège la sécurité de la fête, §§ 10-12. 35. 56. 61-64. Midias a commis d'ailleurs d'autres impiétés, §§ 16 et 104s. — L'accusation d'impiété qu'il mérite est plus grave que celle d'outrage § 51 (cf. § 55). Le peuple athénien a condamné des citoyens à mort pour des sacrilèges commis pendant les fêtes, §§ 175-199.

<sup>76</sup> Schol. Démosth. 530, 21.

monstration juridique solidement fondé son réquisitoire, il ne manquait pas, pour achever de déconsidérer ses adversaires, de dénoncer leur irrégion. C'est ainsi que Nééra et Stéphanos, dit le Pseudo-Démosthène, ont commis de nombreuses fautes contre la religion; il s'y étend longuement; il y revient plusieurs fois<sup>77</sup>; il répète dans sa péroraison: «C'est donc pour les dieux que leur impiété a lésés comme pour moi-même, ô juges, que je requiers vengeance et que, traînant ces individus dans ce procès, je les ai soumis à votre verdict»<sup>78</sup>. Or en dépit des fautes que Nééra a commises contre les dieux, il ne lui a pas intenté un procès d'impieété. Il est difficile toutefois de tirer arguments de telles contradictions, car nous ne connaissons pas toujours les mobiles qui déterminent le choix d'une procédure, et l'accusation d'impieété est un procédé rhétorique trop habituel pour que nous puissions la prendre toujours au sérieux.

L'affaire de Midias, au moins, est suffisamment claire; or elle confirme remarquablement notre thèse. Si Démosthène ne peut pas intenter contre lui une action d'impieété alors que les fautes qu'il a commises scandalisent la conscience religieuse athénienne, cela montre bien que le délit d'impieété est strictement défini par la législation.

### *Conclusion*

Différent du nôtre le concept moral d'impieété paraît chez les Grecs indéfiniment extensible – disons plus modestement que nous ne savons pas bien le définir –; le concept juridique est en revanche clairement délimité. Si plusieurs actes différents constituent un délit d'impieété, chacun d'eux tombe sous le coup d'une loi précise, à telle enseigne qu'une faute que la législation n'a pas exactement prévue échappe à la juridiction des tribunaux, même si elle blesse profondément la conscience religieuse.

L'impieété la plus évidente et la plus clairement identifiable est l'infraction rituelle, or, même dans ce domaine de nombreux règlements définissent les gestes qu'il serait coupable d'accomplir. Toutes les contraventions encore ne méritent pas d'être poursuivies devant les tribunaux; de simples amendes suffisent à punir beaucoup d'entre elles et, si les plus graves sont déferées à des juges, elles le sont sans arbitraire selon les modalités fixées par la loi.

L'introduction de nouveaux dieux est aussi un délit facile à circonscrire. Les procès de Ninos et de Phryné, où la loi sur les nouveaux dieux fut appliquée, montrent qu'elle visait à empêcher l'introduction dans la cité d'un culte étranger à ses traditions. C'est par extension seulement qu'il était possible de la faire valoir contre Socrate.

En regard de ces lois qui visent des actions concrètes le décret de Diopithès paraît profondément original, puisqu'il institue un délit d'opinion. A la réflexion toutefois nous devons reconnaître qu'il n'est pas en désaccord avec le reste de la

<sup>77</sup> Démosth. LIX 12. 13. 43. 44. 74. 77. 82. 107. 109.

<sup>78</sup> Démosth. LIX 126.



législation; dans un certain sens au contraire, il en exprime le caractère essentiel. La piété consiste pour le Grec dans une série de comportements qui intéressent les objets les plus disparates, les rites, les dieux ou les morts, aussi bien que la famille et la cité; tous ces comportements pourtant – et c'est leur vertu spécifique – procèdent d'un sentiment commun, fait de respect, de soumission et de confiance, et désigné par le verbe *σέβειν*<sup>79</sup>. L'impiété (*ἀσέβεια*, *δυσσέβεια*) consiste dans une absence ou dans une altération de ce sentiment fondamental: des conduites sont impies lorsqu'elles expriment ou décèlent une telle perversion. Ainsi l'impiété réside essentiellement dans une disposition intime. C'est avant tout un vice de la volonté. Comme les états de l'âme échappent à l'investigation d'autrui la loi définit, sous le nom de délits d'impiété, des gestes concrets, aisément contrôlables. Plusieurs indices révèlent pourtant que l'impiété de ces gestes réside dans l'intention qui les inspire. Les règlements les plus précis spécifient que l'infraction rituelle est punissable dans la mesure seulement où elle est délibérée<sup>80</sup>; accusé d'impiété au sujet des mystères, Eschyle s'est défendu, d'après Aristote, en plaidant l'ignorance<sup>81</sup>; l'impiété dont furent accusés Alcibiade et ses complices consistait exactement à accomplir des rites mystériques dans une intention outrageuse, *τὰ μυστήρια ... ὡς ποιεῖται ἐφ' ὅρῃ*, dit Thucydide<sup>82</sup>. Ainsi en instituant un délit d'opinion, le décret de Diopithès rompait avec les habitudes d'une législation qui concerne le plus souvent des fautes matérielles, mais il en suit la tendance et l'intention profondes; il définit une des formes de la perversion qui est la source de toutes les fautes reconnues par les lois sur l'impiété.

Diopithès, croyons-nous, devait remonter à ce principe fondamental et le formuler d'une manière explicite pour justifier la disposition qui visait Anaxagore. Les théories des astronomes choquaient obscurément la piété des Athéniens, mais il n'était pas de leur coutume d'interdire un enseignement. Il fallait leur permettre de juger cet enseignement en considération d'une règle à laquelle ils pussent également rattacher l'ensemble de leurs lois sur l'impiété, remonter en d'autres termes des délits matériels que ces lois définissent à la faute de pensée qui les a causés.

La pensée est intérieure et secrète; le délit d'opinion est incontrôlable; on peut en percevoir et en identifier seulement les manifestations. Nous l'avons dit à propos du décret de Diopithès. Cela reste vrai de tout délit d'impiété dans la mesure où le geste défini par la loi est condamné pour la perversion intérieure qu'il signifie. On voudrait éprouver la véracité du signe, savoir jusqu'à quel point le geste correspond aux pensées, aux sentiments qu'il paraît exprimer. On cherche d'autres indices qui manifestent la même défaillance intime et confirment la signification du geste suspecté. C'est pourquoi les orateurs joignent à l'accusation d'impiété des accusations secondaires; Phidias aurait commis des détournements<sup>83</sup>, Ninos,

<sup>79</sup> Rudhardt, *Notions fondamentales* 13–17.

<sup>80</sup> Cf. supra p. 94. IG I<sup>2</sup> 3 s. «... Si quelqu'un commet cet acte *en connaissant* (l'interdiction) ... il lui sera infligé ...»

<sup>81</sup> Aristot. *E.N.* 1111 a 10.

<sup>82</sup> Th. VI 28.

<sup>83</sup> Plut. *Per.* 31; Ar. *Pax* 605 et schol. ad hunc locum.

fabriqué des filtres<sup>84</sup>, Phryné, participé à des processions et réuni des thiasés immoraux<sup>85</sup>, Théoris, exercé des pratiques magiques et incité des esclaves à la désobéissance<sup>86</sup>. Si l'on accumule ainsi plusieurs griefs, cela ne signifie pas que l'accusation d'impiété seule soit inefficace ou incertaine et qu'elle ait besoin d'être renforcée<sup>87</sup>. Les délits dénoncés ne sont pas étrangers les uns aux autres, le dérèglement et l'immoralité confirment l'indication fournie par le geste suspect d'impiété et permettent de mesurer cette perversion intime en quoi consiste essentiellement l'*ἀσέβεια*. C'est pourquoi Socrate fut accusé de corrompre la jeunesse.

Derenne a montré que des motifs politiques ont souvent inspiré les procès d'impiété intentés aux philosophes d'Athènes. Il ne faudrait pas en conclure trop vite que la religion était un prétexte commode pour couvrir des manœuvres de parti. Qu'on l'ait parfois habilement utilisée, c'est hors de doute; mais nous hésiterions quant à nous à condamner, sans plus d'information, l'hypocrisie des accusateurs. Les sentiments religieux et les sentiments politiques sont, en Grèce, trop étroitement mêlés. La cité et ses institutions sont un objet d'*εὐσέβεια* au même titre que les temples ou les dieux<sup>88</sup>. De même que l'immoralité personnelle confirme l'impiété manifestée par une faute cultuelle, de même le manque de civisme ou l'égarement politique peuvent être un signe d'irrégion. La trahison de Léocrate constitue aux yeux de Lycurge une impiété<sup>89</sup>.

Cette solidarité de la politique et de la religion éclaire peut-être la signification du verbe *νομίζειν* dans le décret de Diopithès. On s'étonne de voir condamner le fait de «ne pas croire aux dieux selon l'usage de la cité» quand on sait à quel point la notion de dieu est flottante dans la pensée grecque<sup>90</sup>. Mais on doit se rappeler que les noms des dieux, leurs épithètes et les représentations ou les images auxquelles ils se trouvent associés dans les esprits des Athéniens, sont solidaires du culte; ils offrent à la cité une voie d'accès éprouvée à la réalité divine et, à ce titre, une garantie essentielle de sécurité<sup>91</sup>. Celui qui dénonce l'immoralité des fables traditionnelles, comme le font Isocrate ou Platon, n'est pas inquiété. La critique théologique tombe sous le coup de la loi lorsqu'elle met en cause la relation de la cité avec les dieux ou sa place dans l'ordre religieux. C'est, dirons-nous par conjecture, ce qu'indique le verbe *νομίζειν*.

Quoi qu'il en soit l'impiété atteint la cité dans son principe religieux; elle met en péril son existence. C'est pourquoi elle est poursuivie par la voie de l'eisangélie, comme les menées révolutionnaires, ou, à partir de l'archontat d'Euclide, de la *ρχαρχή*, comme les crimes qui portent atteinte à l'ordre public et à la sécurité de l'état.

<sup>84</sup> Schol. Démosth. 431, 25.

<sup>85</sup> *Vie des X Orateurs* 849 e; Anon. Seguerii p. 57; cf. *Oratores Attici* II 425 s. 447 s. Müller.

<sup>86</sup> Démosth. XXV 79 s; Harp. s.v. *Θεωρίης*.

<sup>87</sup> Les orateurs, qui pour émouvoir les jurés dénoncent à toute occasion l'impiété de leur adversaire, montrent au contraire que le reproche d'impiété frappe les imaginations et qu'il a beaucoup de poids.

<sup>88</sup> Aeschin. II 114; Isoc. XII 124 s., etc.

<sup>89</sup> Lycurg. I passim, notamment 2. 8. 17. 25. 146. 147.

<sup>90</sup> Rudhardt, *Notions fondamentales* 55-111.

<sup>91</sup> *Ibid.* 107.



En préconisant ces procédures, la législation répondait à l'un de ses devoirs : elle assurait la sécurité commune. Mais, si elle s'était bornée à mettre entre les mains des accusateurs le moyen de poursuivre l'impiété, elle serait restée incomplète. Dans une cité où il n'y avait point de ministère public, où le premier citoyen venu pouvait s'instituer accusateur, où le soin de dire la justice n'incombait pas à des tribunaux professionnels, mais à des jurys populaires, accessibles à toutes les passions, l'accusation d'impiété eût été une arme trop redoutable. La législation ne doit pas seulement protéger l'état, elle doit aussi garantir la sécurité des individus. Il lui fallait en Grèce les mettre à l'abri des accusations imprécises et contenir les excès auxquels pouvaient entraîner une piété civique dont les démagogues savaient habilement jouer. La législation athénienne n'a pas entièrement failli à cette seconde tâche. Malgré les incertitudes qui s'attachent à la reconnaissance d'une faute spirituelle avant tout, elle a défini le délit d'impiété d'une manière objective, en décrivant les gestes ou les conduites aisément identifiables qui la manifestent et sont seuls punissables. Lorsqu'elle a, en dérogation de cette habitude, institué un délit d'opinion, elle l'a délimité aussi clairement que cela était possible, en caractérisant l'une de ses manifestations les plus apparentes : l'enseignement. La pratique des tribunaux montre en outre qu'on s'est efforcé, en groupant plusieurs chefs d'accusation de retrouver et de punir avec le délit d'opinion lui-même, des activités moins insaisissables.

Ainsi l'impiété dans son principe, est une ; ce principe toutefois échappe à l'investigation des juges. Soucieuse d'objectivité, la législation concerne les manifestations visibles de l'irrégion ; ces manifestations sont infiniment diverses ; des lois des décrets, des réglemens prescrivent de punir de nombreux délits. Ils semblent disparates, on ne saurait trouver au niveau du droit positif un concept commun auquel il soit possible de les réduire ; le principe de leur unité est au delà. Malgré ce disparate toutefois ils ne sont pas imprécis ; un texte législatif définit chacun d'eux. Platon le confirme. M. O. Reverdin a montré que la législation idéale conçue par le philosophe élève et spiritualise la législation réelle de la cité, mais qu'elle s'en inspire et qu'elle en conserve d'importantes dispositions. Or « Les Lois » formulent un principe général dont maint texte épigraphique pourrait constituer une application : « le tribunal appliquera à chaque délinquant une peine particulière pour chaque espèce d'impiété »<sup>92</sup>.

On sait que, dans la période inquiète qui a suivi des années de guerre et de révolution, dans la confusion générale des esprits<sup>93</sup>, ces précautions n'ont pas empêché a condamnat ion de Socrate.

<sup>92</sup> Plat. *Lg.* 907 e. O. Reverdin, *La Religion de la Cité platonicienne*.

<sup>93</sup> Sur l'influence exercée par l'atmosphère de guerre et d'après-guerre sur les procès d'impiété, voir V. Martin, *Aspects de la société athénienne* (Bulletin de l'Association Guillaume Budé 1933) 66s.

## Ein frühitalisches Portrait eines tonsurierten Mannes

Von Rudolph Reitler\*, Haifa

Die Zahl der erhaltenen italischen Bronzeportraits aus vorrömischer Zeit ist nicht sehr groß, vermutlich deshalb, weil sie von den Römern im Verlauf der allmählichen Eroberung Italiens eingeschmolzen und als Rohmaterial für andere Zwecke benützt wurden; nur Terrakotten und kleinere Metallobjekte entgingen dieser Zerstörung<sup>1</sup>. Schon aus diesem Grunde mag die Beschreibung eines kleinen Bronzekopfes von Interesse sein, der, nach Angabe des Verkäufers, in einem Garten zwischen Cuma und Pozzuoli gefunden wurde und sich in meiner Privatsammlung befindet. Außerdem aber scheint mir die dargestellte Haartracht eine Deutung zu erfordern, welche über die bloße Beschreibung hinausgehen muß.

Der Kopf mißt von der Basis bis zum Scheitel 8,4 cm, von einem Ohr zum anderen 6,5 cm, vom Rande der Stirnhaare bis zur Nasenspitze 3,2 cm und von hier bis zum etwas aufwärts gerichteten Kinn 2,0 cm. Der größte Schädelumfang beträgt 18,0 cm. Das Objekt ist hohl, außen und innen von schwärzlich-grüner Patina bedeckt und weist hie und da einige flache braune Versinterungen auf.

Der Hals wird nach unten zu etwas breiter und endet völlig glatt, ohne einen unregelmäßigen Bruch, aber auch ohne irgendwelche Zapfen oder Einschnitte, die auf eine frühere Befestigung des Kopfes an einem Körper hinweisen würden. Offenbar ist er weder von einer Statue oder Büste abgebrochen, noch war er an einer solchen oder einem Sockel befestigt. Die Achse des Kopfes verläuft nicht senkrecht, sondern schräg zur Ebene des unteren Halsrandes, so daß er ein wenig rückwärts geneigt ist, wenn er auf diesem Rande steht, der augenscheinlich als Standfläche gemeint ist.

Wir haben es offenbar mit dem Portrait eines jungen Mannes von etwa 28 Jahren zu tun. Mit seinen konventionell modellierten Augen, dem schweren Kinn, den tiefsitzenden Ohren und dem dicken Hals macht es einen etwas archaischen Eindruck und weist Züge auf, die für vorrömische Portraits charakteristisch sind (G. Kaschnitz-Weinberg, l. c.). Andererseits ist es auffallend realistisch und keineswegs idealisiert (Abb. 1 und 2). Seinem Stil nach könnte man es dem Ende des 5. oder Anfang des 4. Jahrhunderts v. Chr. zuweisen. Das sonderbarste an dieser Darstellung ist aber die Haartracht. Ein üppiger Kranz von Haaren umfaßt einen völlig kahlen Scheitel, ähnlich der fast 1000 Jahre jüngeren «tonsura St. Petri» (Abb. 3). Hinten zeigt das Haar eine leichte Einziehung und bildet am Übergang

---

\* Photos: Walter Peiser.

<sup>1</sup> G. Kaschnitz-Weinberg, *Studien zur etruskischen und frühromischen Portraitkunst*. Röm. Mitt. 41 (1926) 133–211.



vom Kopf zum Hals eine abschließende Welle. An der linken Schläfe scheint eine große Locke abgeschnitten zu sein und läßt einige kleine darunterliegende Locken frei. Über der Stirne ist das Haar nach vorne gekämmt und in gerader Linie abgeschnitten.

Es ist sehr unwahrscheinlich, daß hier ein Mann mit einer natürlichen Glatze realistisch dargestellt werden sollte. Natürlicher Haarschwund zeigt sich gewöhnlich zuerst über der Stirne; wenn er aber schon am Scheitel beginnt und einen solchen Umfang annimmt wie auf unserer Plastik, dann müßten auch die vorderen Haare befallen und bestenfalls auf ein paar dünne Löckchen reduziert sein. Gerade diese Haare sind aber als sehr üppig wiedergegeben; außerdem sehen wir eine scharfe Abgrenzung zwischen Haar und nacktem Schädel. Wir müssen daher annehmen, daß es sich um das Portrait eines tonsurierten Mannes handelt.

Nun ist aber aus dem klassischen Altertum nichts über eine solche Haartracht bekannt. Zumindest in Europa ist das Tragen einer Tonsur ein rein christlicher Brauch<sup>2</sup> und wird zum erstenmal von Paulinus de Nola (490 n. Chr.) erwähnt. Die ägyptischen Priester sowie die Isispriester im späteren Rom und die *Galloi* rasierten sich den ganzen Schädel. Aber nirgendwo in der vorchristlichen Welt finden wir eine von reichem Haarwuchs umgebene Tonsur außer in einem einzigen Fall, nämlich auf den Grabgemälden der etruskischen «Tomba del Triclinio» aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. Die Fresken sind jetzt im Museum von Tarquinia untergebracht, gute Reproduktionen finden sich in den Werken von Pallotino<sup>3</sup> und Bartoccini<sup>4</sup>. Hier sehen wir auf einem Bild von der linken Wand der Grabkammer einen lyra-spielenden Jüngling in Tanzstellung mit genau derselben Haartracht wie unser Portrait. Der Haarkranz ist tief dunkelbraun, während die nackte Scheitelpartie, von jenem scharf abgegrenzt, dieselbe rötlich-braune Farbe zeigt wie die übrigen nackten Partien des Körpers. Das ist schon sonderbar genug, aber noch überraschender ist es, eine ganz ähnliche Tonsur bei einer jungen Tänzerin zu finden, die auf der rechten Grabwand abgebildet ist. Ihre Tonsur ist kleiner als diejenige des Jünglings und etwas dunkler gefärbt als der Körper, aber deutlich heller als der umgebende, gleichfalls scharf abgegrenzte Haarkranz. Eine ähnlich scharfe Abgrenzung finden wir schließlich auf dem Bild eines tanzenden Jünglings auf der rechten Wand. Die untere Partie des Kopfes ist wieder dunkelbraun, die obere viel heller, aber diese lichte Partie endet in Löckchen. Die Darstellung deutet daher eine Bleichung der Haare am Scheitel an und nicht eine Tonsur.

Wir können kaum annehmen, daß es beabsichtigt war, an diesen Figuren eine Haartracht abzubilden, die zu jener Zeit tatsächlich getragen wurde, sonst müßten wir ihr häufiger begegnen. Viel wahrscheinlicher ist es anzunehmen, daß dieser individuelle Künstler etwas in einer ihm eigentümlichen und sonst ungewöhnlichen Symbolsprache ausdrücken wollte, aber was könnte das sein?

<sup>2</sup> Ph. Gobillot, *Sur la tonsure chrétienne et ses prétendues origines payennes*. Rev. hist. eccl. 21 (1926).

<sup>3</sup> M. Pallotino, *Etruskische Malerei* (Zürich 1952).

<sup>4</sup> R. Bartoccini, *Le pitture etrusche di Tarquinia* (Milano 1955).

Wir müssen uns daran erinnern, daß alle in den Grabkammern abgebildeten Szenen ihren Schauplatz im Jenseits haben; die so häufig beim Symposion dargestellten Zecher sind eben diejenigen Personen, welche in dem betreffenden Grabe beigesetzt sind. Ihre Bankette sind keine sentimentalen Erinnerungen an Vergangenes; die Funktion der Gemälde ist es vielmehr, dem Verstorbenen auf magischem Wege über das Grab hinaus dieselben Freuden zu sichern, die er im Leben genossen hat. Die Tänzer, Musikanten usw., die ihn dabei unterhalten, sind daher gleichfalls Bewohner des Jenseits, d. h. Tote. Möglicherweise sind es gemalte Substitute für Diener und Sklaven, die in früheren Zeiten beim Tode ihres Herrn geopfert wurden, wie das in den verschiedensten archaischen Kulturen üblich war. Wäre es möglich anzunehmen, daß das Fehlen oder die Bleichung der Scheitelhaare ausdrücken soll, daß die betreffende Person dem Totenreich angehört?

Das Kopfhair als Sitz der Lebenskraft ist eine sehr weit verbreitete Vorstellung; wenn wir auch keinen Beweis dafür haben, daß sie von den italischen Völkern, einschließlich der Etrusker, geteilt wurde, so ist doch eines gewiß, daß nämlich griechische Mythologeme die Wahl ihrer künstlerischen Themen weitgehend beeinflußt haben. Nach griechischer Vorstellung aber stirbt ein Mensch, wenn Thanatos ihm einige Haare vom Kopf schneidet oder nur seinen Scheitel berührt<sup>5</sup>. Im korinthischen Medeaikult wurden sieben Knaben und sieben Mädchen geopfert, nachdem man ihnen die Haare abgeschnitten hatte. In späterer Zeit wurden nur die Haare geopfert und das Leben der Kinder geschont, ganz ähnlich wie im heutigen Indien die Witwen nur geschoren werden, während sie bis vor hundert Jahren mit der Leiche des Gatten verbrannt wurden. Demnach erscheint unsere Deutung der Haartracht auf den Bildern der «Tomba del Triclinio» nicht unwahrscheinlich. Die «Tonsur» auf unserem Bronzekopf zusammen mit der abgeschnittenen Locke über der linken Schläfe würde ihn dann, in gleicher Symbolik, als das Portrait eines Verstorbenen kennzeichnen.

Es wäre nun möglich, daß dieses Portrait als Knopf auf dem Deckel der tönernen Aschurne des Verstorbenen gedient hat; in diesem Falle wären keinerlei Befestigungsvorrichtungen nötig gewesen. Allerdings ist eine Kombination von Bronze und Terrakotta auf solchen Urnen nicht bekannt. Außerdem sind die Terrakottaköpfe auf den Aschurnen stets nur wenig unter Lebensgröße und nie in Miniaturausmaßen wie der unsere. Obwohl dieselben zweifellos einen Toten darstellen wollen, ist der Betreffende nicht als solcher gekennzeichnet, was sich ja auch an einer solchen Stelle erübrigt. Und schließlich war die Leichenverbrennung in Süditalien, außer bei den griechischen Kolonisten, nicht üblich, sondern beschränkte sich auf die Gebiete nördlich vom Tiber<sup>6</sup>. Passender für die Erklärung unseres Objekts wäre die Annahme Kaschnitz-Weinbergs (l. c.), daß Portraits häufig als Weihgaben in Heiligtümern aufgestellt wurden. Doch waren das stets Büsten und gleichfalls Werke von größerem Format. Immerhin scheint diese Erklärung

<sup>5</sup> Sommer, s.v. *Haaropfer*, RE 14, 2104.

<sup>6</sup> M. Pallotino, *The Etruscans* (London 1955) 35.





Abb. 1. Rechtes Profil.

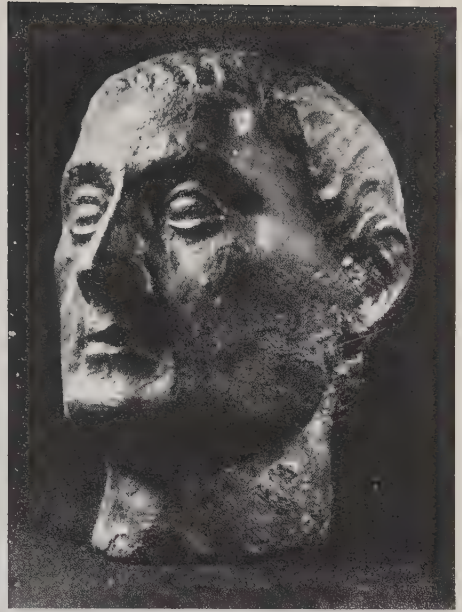


Abb. 2. Linkes Profil.

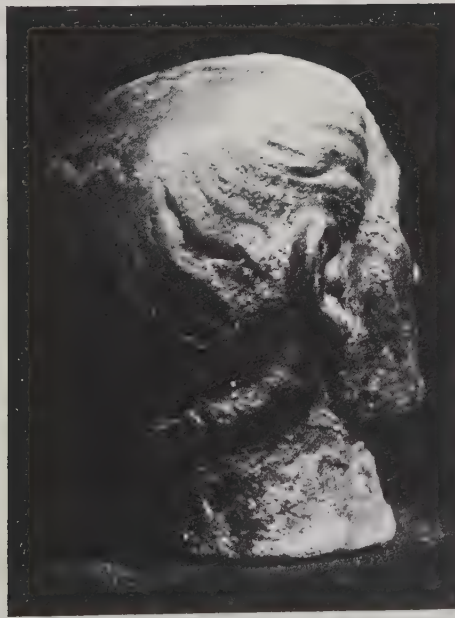


Abb. 3. Rückansicht.





auf den ersten Blick die wahrscheinlichste zu sein. Dagegen spricht aber die Tatsache, daß solche Opfergaben stets zugunsten lebender Personen dargebracht wurden. Lassen wir jedoch die Annahme gelten, daß das Portrait einen Toten darstellt, dann ist auch diese Deutung nicht befriedigend.

Die rückwärts geneigte Haltung des Kopfes könnte uns auf eine ganz andere Spur führen.

Auf einigen Gemmen einer späteren Periode (3. Jhdt. v. Chr.), die aber zum Teil noch in etruskischem Stil gehalten sind, findet sich eine recht sonderbare Szene. Ein leicht rückwärts geneigter Kopf auf einem Hals, aber ohne Körper, spricht von unten her zu einer über ihn geneigten Person, welche die Botschaft, die der Kopf gibt, aufschreibt. Manchmal sind es drei Männer, die um den Kopf herumstehen, von denen einer einen kleinen Stab in der Hand hält und offenbar die Botschaft deutet<sup>7</sup>. Ein solcher Zauberstab war das Attribut aller, die eine Macht über die Toten hatten<sup>8</sup>. Die Szene stellt zweifellos ein Kopforakel dar, dessen Prototyp in der klassischen Antike der weissagende Kopf des Orpheus auf Lesbos war. Furtwängler, dem wir diese Deutung verdanken, hält die betreffenden Gemmen für Siegel von Mitgliedern einer orphisch-pythagoreischen Bruderschaft. Eine Variante dieses Themas findet sich auf einem etruskischen Skarabäus aus dem 4. Jahrhundert im Britischen Museum: Hermes Psychopompos neigt sich über eine große Vase und winkt einem über ihr schwebenden Kopf<sup>9</sup>. Psychagogie, das Herausführen einer Seele aus dem Hades, ist hier durch das Bild des «Orakelkopfes» dargestellt. Sie ist sozusagen der erste Akt des Orakels, denn aus dem Kopf spricht ja die Seele des Toten.

Um als Orakel zu dienen, war es nun nicht erforderlich, daß der Kopf von einer hervorragenden Persönlichkeit wie Orpheus stammte; jeder Kopf war hiefür geeignet, wenn ein entsprechendes magisches Ritual mit ihm vollzogen wurde. Furtwängler (l. c.) führt eine ganze Reihe von Beispielen hiefür an. Dieser ganze Vorstellungskomplex hatte sehr weite Verbreitung und war von erstaunlicher Lebensdauer. Im 8. und 9. nachchristlichen Jahrhundert pflegten Priester im Harran Gefangene in ein großes, mit Öl gefülltes Gefäß zu stecken, so daß nur der Kopf herausah. Das Opfer wurde 40 Tage lang mit Öl und Feigen genährt, dann wurde der Kopf abgetrennt und im Tempel aufgestellt, wo er über die verschiedensten Fragen weissagen sollte<sup>10</sup>. Eine ähnliche Deutung gibt eine Midrasch-Handschrift aus dem 12. Jahrhundert n. Chr. für die biblischen *Teraphim*<sup>11</sup>. Sie seien angeblich Menschenköpfe gewesen, «denen die Haare ausgerissen» und die dann, nach Vollzug gewisser Zeremonien, als Orakel verwendet wurden. (Die Deutung ist natürlich

<sup>7</sup> A. Furtwängler, *Die antiken Gemmen* I Taf. XXII; III 245 ff. (Berlin 1900).

<sup>8</sup> J. Harrison, *Prolegomena to the study of Greek Religion* (Meridian edition) 45 (New York 1955).

<sup>9</sup> H. B. Walters, *Catalogue of the engraved gems in the British Museum* (London 1926) 93, Taf. XIII Nr. 765.

<sup>10</sup> M. J. de Goeje, VIe Congrès des Orientalistes (1883), zitiert nach C. G. Jung, *Von den Wurzeln des Bewußtseins* (Zürich 1954) 270–273.

<sup>11</sup> M. I. Bin-Gurion, *Die Sagen der Juden* (1935) 325, nach C. G. Jung, l. c.

spät und phantastisch; sie zeigt aber das Auftauchen der Vorstellung vom Orakelkopf zusammen mit der Haarlosigkeit an einer ganz unerwarteten Stelle.)

Nun werden natürliche Köpfe, außer nach sachgemäßer Mumifizierung, nicht gerade sehr haltbar gewesen sein und wurden sicherlich oft durch künstliche ersetzt, um so mehr als es für möglich gehalten wurde, die Seele eines Verstorbenen in ein unbelebtes Objekt, z. B. einen Ring oder eine Statue, zu bannen<sup>12</sup>. Von dem gelehrten Papst Sylvester II. (10. Jhd.), der im Volk als Magier galt, wurde erzählt, daß er einen goldenen Kopf besaß, den er für Orakelzwecke benützte (C. G. Jung, l. c.).

Überblicken wir nun diese weitverstreuten Einzelfälle desselben Vorstellungskomplexes mit ihren Details, so möchte uns die Annahme am wahrscheinlichsten vorkommen, daß unser Bronzeobjekt ein künstlicher Orakelkopf war, der die Züge eines bestimmten Verstorbenen trug und dessen Zugehörigkeit zum Totenreich durch das Fehlen der Scheitelhaare ausgedrückt wurde. Auf eine horizontale Fläche gestellt, nimmt der Kopf genau dieselbe leicht rückwärts geneigte Haltung ein, die wir auf den orphischen Siegeln sehen. Vermutlich gehörte er zur Ausrüstung orphischer Psychagogen, deren Zentrum in Italien die unheimliche vulkanische Gegend zwischen Cumae und Puteoli war, die als ein Zugang zur Unterwelt angesehen wurde (A. Furtwängler, l. c.). Für die zahlreichen wandernden Wahrsager dieser Art war ein kleiner Kopf sicherlich einem solchen in natürlicher Größe vorzuziehen.

Ein zwingender Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme kann natürlich nicht erbracht werden. Unsere Deutung erlaubt es aber, die verschiedenen kleinen, im einzelnen schwer erklärbaren Eigentümlichkeiten unseres Objektes in ihrer Gesamtheit verständlich zu machen und sollte daher als eine mögliche Erklärung in Betracht gezogen werden. Es wäre denkbar, daß sich in anderen Sammlungen ganz vereinzelt ähnliche Stücke finden, deren an sich unauffällige Sonderbarkeiten bisher übersehen wurden. Ein solcher Nachweis würde unsere Deutung wesentlich stützen.

---

<sup>12</sup> Th. Hopfner s.v. *Mantike*, RE 27, 1258f.



# Große Terz, Oktave und Harmonie

Von B. L. van der Waerden, Zürich

## 1. Die große Terz

In einem sehr lesenswerten Aufsatz über «Harmonie und Tetraktys» (Mus. Helv. 16 [1959] 238) schreibt H. Koller: «Das Fehlen der Terz in der griechischen Theorie der symphonen Intervalle wird allgemein als der bedeutendste Unterschied der altgriechischen zur abendländischen Musik betrachtet. Es hat daher nicht an Versuchen gefehlt, die Terz doch in den Resten griechischer Musiktheorie aufzuweisen.» Dazu zitiert er, neben Frank und Ahlvers, meine «Harmonielehre der Pythagoreer» (Hermes 78 [1943] 163 ff.) und schreibt: «Gegen alle diese Versuche ist einzuwenden, daß sie ausdrücklichen Zeugnissen musiktheoretischer Literatur widersprechen.»

Die letzte Bemerkung scheint mir nicht berechtigt. Bei meinen Untersuchungen über die Rolle, die die große Terz und die verminderte kleine Terz (die den Verhältnissen 5:4 und 7:6 entsprechen) in der Musiktheorie des Archytas von Taras spielten, war ich von den bei Ptolemaios in der Harmonik I 13 überlieferten Tonleiterberechnungen des Archytas ausgegangen. Im enharmonischen Tongeschlecht des Archytas kommt das Intervall 5:4 explizit vor. Das räumt auch Koller ein: «So zeigt es sich, daß Archytas einmal das der großen Terz zugehörige Saitenzahlverhältnis 5:4 errechnet» (S. 239).

Aus der weiteren Argumentation bei Koller ergibt sich, daß es ihm vor allem darauf ankommt, nachzuweisen, daß die griechischen Musiktheoretiker die Terz niemals als ein symphones Intervall betrachtet haben. In diesem Punkte stimme ich ihm vollständig bei. In meiner «Harmonielehre der Pythagoreer» (Hermes 78 [1943] 163) habe ich auf S. 166 ausdrücklich betont, daß die große und kleine Terz nicht symphon sind. «Über diesen Punkt sind alle unsere Quellen sich einig», schrieb ich damals und führte außer Ptolemaios und Aristoxenos auch noch Nikomachos, Eubulides und Hippasos als Zeugen an.

In diesen zwei Punkten sind Koller und ich demnach einer Meinung: Die große Terz kommt bei Archytas als Intervall in einer Tonleiter vor, aber sie wurde allgemein nicht als symphon betrachtet. Wenn Koller nun meint, daß mein «Versuch» ausdrücklichen Zeugnissen widerspricht, so muß er mich mißverstanden haben.

## 2. Die *Epinomis*stelle 990 E–991 B

In meiner erwähnten Hermes-Arbeit habe ich, eine Hypothese von Tannery weiter verfolgend, die Intervalle (5:4) und (7:6) des Archytas aus der Lehre vom arithmetischen und harmonischen Mittel zu erklären versucht. Teilt man nämlich

die Quinte und die Quarte durch das arithmetische oder harmonische Mittel in je zwei Teilintervalle, so erhält man für die Quinte (6:4) genau die Teilintervalle 6:5 und 5:4 und für die Quarte (8:6) ebenso 8:7 und 7:6. Als Stütze für diese Hypothese von Tannery führte ich eine Epinomisstelle an, die bisher den Interpretatoren große Schwierigkeiten geboten hatte.

Der Schlußsatz dieser Epinomisstelle lautet: *τούτων αὐτῶν ἐν τῷ μέσῳ ἐπ' ἀμφοτέρα στρεφομένη τοῖς ἀνθρώποις σύμφωνον χρεῖαν καὶ σύμμετρον ἀπενείματο παιδιᾶς ὄνθμοῦ τε καὶ ἁρμονίας χάριν εὐδαίμονι χορείᾳ Μουσῶν δεδομένη*<sup>1</sup>. Koller läßt die Worte *καὶ σύμμετρον ... ὄνθμοῦ* weg und übersetzt so: «Die Analogie aber in ihrer Mitte, die sich nach beiden Seiten wendet, gibt den Menschen den Nutzen der Konsonanz und dem seligen Tanz der Musen die Gunst der Oktave.» – Dazu in einer Fußnote: «Anders B. van der Waerden: 'Wenn man, ausgehend von dem Verhältnis 3:2, noch einmal ein arithmetisches oder harmonisches Mittel bildet, so erhält man die Verhältnisse 5:4 und 6:5. Oder in der Sprache der Musiklehre: Die Quinte wird in große und kleine Terz geteilt'».

Diese Zusammenstellung von Kollers Übersetzung mit meiner Interpretation scheint mir irreführend. Koller und ich haben beide den fraglichen Satz zuerst übersetzt und dann interpretiert. Um zu einer gerechten Beurteilung zu kommen, sollte man Übersetzung mit Übersetzung vergleichen und Interpretation mit Interpretation.

Meine Übersetzung lautete: «Indem sie sich, von eben diesen (Verhältnissen) ausgehend, selbst wieder von der Mitte aus nach beiden Seiten wendet, schenkte sie (die entgegengesetzte Kraft) den Menschen die wohlklingende Gebundenheit und ebenmäßige Anmut von Spiel, Rhythmus und Harmonie, hingegeben dem glückseligen Reigen der Musen.»

Als Subjekt dieses Satzteils fassen Toeplitz und ich «die Kraft und die ihr nach jeder der Proportionen entgegengesetzte Kraft, die sich immer um die Verdoppelung drehen» auf. So wie der Text überliefert ist, scheint das die einzige Möglichkeit zu sein. Die Arten von Proportionen sind nach der antiken Tradition die geometrische

$$a:x = x:b,$$

die arithmetische

$$a-y = y-b$$

und die harmonische Proportion

$$(a-z):a = (z-b):b.$$

Das arithmetische Mittel  $y$  und das harmonische Mittel  $z$  werden im Text selbst definiert. Bildet man, so sagt uns der Text, zu den Zahlen 6 und 12, die im Verhältnis des Doppelten stehen, das arithmetische und das harmonische Mittel (9 und 8), so erhält man die beiden Verhältnisse

<sup>1</sup> Einen ausführlichen Kommentar zu dieser Stelle gab O. Toeplitz in *Quellen und Studien Gesch. Math.* B 2, 334.



$$12:8 = 9:6 = 3:2$$

$$12:9 = 8:6 = 4:3$$

die in der griechischen Musiklehre und im Text Hemiolion und Epitriton heißen. Musikalisch gesprochen, erhält man durch Teilung der Oktave (12:6) die Quinte und Quarte. So weit stimmt unsere Interpretation mit der von Koller überein, nur konstruiert Koller das Subjekt des Satzes anders.

Nun heißt es im Text, daß dieselbe (Kraft), von den eben genannten Verhältnissen (3:2 und 4:3) ausgehend, in der Mitte (stehend) sich nach beiden Seiten wendet. Das deute ich so, daß dieselbe mittelbildende Kraft, die die Verhältnisse 3:2 und 4:3 hervorgebracht hat, nun ihrerseits auf eben diese beiden Verhältnisse angewandt wird. Indem sie sich von der Mitte aus nach beiden Seiten wendet, teilt sie einerseits das Verhältnis 3:2 (Quinte) durch das arithmetische oder harmonische Mittel in die Teilverhältnisse 6:5 und 5:4, die der großen und kleinen Terz entsprechen, andererseits das Verhältnis 4:3 (Quarte) in 8:7 und 7:6. Aus diesen vier Teilverhältnissen lassen sich, wie ich in Hermes 78 gezeigt habe, alle Intervalle der Tonleitern des Archytas konstruieren. So schenkt uns die verdoppelnde und mittelbildende Kraft in der Tat die wohlklingende Gebundenheit von Harmonie und Musik, wie es im Text gesagt wird.

Der Zweck dieser Ausführungen ist nicht, die Kollersche Interpretation zu widerlegen. Vielleicht kann sie mit dem Text in Einklang gebracht werden. Das müßte aber näher begründet werden, und zwar durch eine vollständige Übersetzung und Interpretation der ganzen Epinomisstelle, nicht nur des letzten Satzes. Was ich wollte, ist nur, meine eigene Interpretation in ein besseres Licht setzen, als sie bei Koller erscheint.

### 3. Die Harmonie

Jetzt noch ein Wort über den Begriff *ἁρμονία*. Ich habe ihn in meiner Arbeit immer durch «Tonleiter» übersetzt, Koller übersetzt «Oktave». Auf Grund sämtlicher Belegstellen scheint mir jetzt, daß in beiden Interpretationen etwas Wahres steckt, daß aber beide zusammengenommen werden müssen.

Überblickt man die von Koller angeführten Belegstellen für *ἁρμονία* = Oktave, so sieht man, daß an allen diesen Stellen die Harmonie nicht einfach dem Intervall der Oktave gleichgesetzt wird, sondern daß es sich um eine gegliederte Oktave handelt, die in ganz bestimmter Weise aus Teilintervallen zusammengefügt ist. So sagt Aristoteles: «Die Harmonie ... wird von vier Gliedern hervorgebracht und weist zwei Mittel auf ... denn sie gliedert sich in zwei Tetrachorde.» In der Epinomis fällt das Wort Harmonie, nachdem von der Teilung der Oktave in Quinte (Hemiolion) und Quarte (Epitriton) durch das harmonische und arithmetische Mittel die Rede war. Ebenso heißt es bei Philolaos: «Die Harmonie ist als Größe eine Quarte und eine Quinte.»

Auch Koller scheint der Meinung zu sein, daß die «Harmonie» eine durch bestimmte Zwischentöne gegliederte Oktave ist. Denn er schreibt (S. 243): «Nun

kann natürlich diese *ἁρμονία*, diese Oktave, von jedem Ton aus angesetzt werden, wobei aber die beweglichen Intervalle je nach *τόπος* andere Werte bekommen. 'Oktaven', die in die beiden Tetrachorde gegliedert sind, bleiben sie trotzdem.» So spricht er auch von den Oktavengattungen und führt als Beispiele die äolische, lydische, mixolydische, ... Tonart an. Wäre die Harmonie nur eine ungegliederte Oktave, bestehend aus zwei Tönen im Verhältnis 2:1, so könnte man nicht von «Oktavengattungen» reden. Auch Platon gebraucht den Ausdruck *αἱ πᾶσαι ἁρμονίαι* (Staat 400 a, Koller S. 243), während es natürlich nur ein Diapason, nur ein Intervall der Oktave gibt.

Im Abschnitt «Tetraktys» benutzt Koller selbst den Ausdruck «gegliederte Oktave». Allerdings ist auf S. 244 unten von der «Symphonie der Oktave, der Harmonie» die Rede. Eine Symphonie im griechischen Sinne ist einfach ein symphones Intervall, sonst nichts. Der Unterschied zwischen der gegliederten und der ungegliederten Oktave, der Harmonia und dem Diapason, scheint also bei Koller nicht klar herausgearbeitet zu sein.

Geht man davon aus, daß «Harmonia» eine in zwei Tetrachorden gegliederte Oktave oder eine Tonleiter im Umfang einer Oktave ist, so versteht man auch Platon, wenn er im Staat 617 B sagt, daß die acht Töne der Sirenen auf den Sternekreisen «zu einer Harmonie zusammenklingen» oder wenn er im Phaidon von der «Harmonie der gestimmten Lyra» spricht.

Mit der Übersetzung, die Koller in der Übersicht am Schlusse seiner Arbeit gibt, nämlich *ἁρμονία* = «Fügung zweier Tetrachorde», bin ich ganz einverstanden.



## Zum Aufsatz über «Harmonie und Tetraktys»

Mus. Helv. 16 (1959) 238ff.

Von H. Koller, Zürich

Leider stand mir bei der raumbedingten Kürzung meines Aufsatzes «Harmonie und Tetraktys», die ich im Ausland vornahm, B. L. van der Waerdens Aufsatz 'Harmonielehre der Pythagoreer' (Hermes 78 [1943]) nicht mehr zur Verfügung, sondern lediglich noch meine Notizen, welche die Interpretation der Epinomisstelle betrafen, in der ich anderer Meinung bin. So konnte der Eindruck entstehen, van der Waerden behaupte allen Zeugnissen zum Trotz die Existenz einer symphonischen Terz. Ich bedaure dieses Mißverständnis und benütze gern die Gelegenheit, mit dem Dank für häufige Belehrung durch die Werke van der Waerdens deutlich festzuhalten, daß er im ersten Teil seiner genannten Arbeit ausdrücklich nur die Quart, Quinte, Oktave, nicht aber die Terz als symphon betrachtet und diese Auffassung vollständig belegt. Das Zitat Mus. Helv. 16, 242 aus dem Werk 'Erwachende Wissenschaft' habe ich immer nur als Deutung, nicht als Übersetzung aufgefaßt.

Meine Übersetzung des vollständigen Schlußsatzes der Epinomis 991 b lautet: «Indem es (das harmonische Verhältnis, in Mus. Helv. 16 'Analogie der Oktave', da Analogie häufig abkürzend für 'Mittel' gebraucht wird) sich in ihrer Mitte nach beiden Seiten wendet, gewährte es den Menschen den Nutzen der Konsonanz und 'Ganzzahligkeit in den Verhältnissen' (Symmetrie) für das Spiel des Rhythmus und der Harmonie, dem seligen Tanz der Musen ergeben.»

Das erste Resultat der in Epinomis 991 ab geschilderten Operation ist bei van der Waerden und mir dasselbe: Zwischen den Saitenzahlen 12 und 6 entstehen die beiden Saitenzahlen 8 und 9 mit den Verhältnissen 3:2 und 4:3 (*ἐν μέσῳ δὲ τοῦ ἐξ πρὸς τὰ δώδεκα συνέβη τό τε ἡμιόλιον καὶ ἐπίτριτον*). Wenn der Text nun weiterfährt *τούτων αὐτῶν ἐν τῷ μέσῳ*, kann ich unter *τούτων αὐτῶν* wiederum nur die beiden erstgenannten Saiten mit den Zahlen 6 und 12 verstehen, zwischen denen, in der Mitte, die beiden Saiten 8 und 9 liegen. Die 'Wendung (des Verhältnisses der Harmonie) nach beiden Seiten' aber muß doch wohl wie bei Philolaos verstanden werden (Mus. Helv. 16, 242): Von 8 aus ergeben sich nach der einen Seite  $8:12 = 2:3$  und nach der andern  $8:6 = 4:3$ , von 9 aus  $9:12 = 3:4$  und  $9:6 = 3:2$ , d. h. von beiden Saiten aus ergeben sich in entgegengesetzter Richtung die Intervalle Quarte und Quinte. Diese Wendung nach beiden Seiten erzeugt aber den diazeuktischen Ganzton (9:8) als Differenz von Quinte und Quarte, der erst die beiden Tetrachorde zur Harmonie der Oktave zusammenfügt. Dieses Resultat wird meines Erachtens auch deutlich in der Epinomis bezeichnet:

Aus diesen Operationen entsteht die Konsonanz *und* der Rhythmus. Für die Konsonanz sind aber nur die Verhältnisse 2:1, 3:2 und 4:3 denkbar, genau so für die Grundverhältnisse der Rhythmen. Die Stellen dafür sind in meinem Aufsatz S. 243 genannt.

Ob nun *δύναμις* (so van der Waerden) oder *ἀναλογία* (meine Übersetzung) als Subjekt des ganzen Satzes aufzufassen ist, hängt von 990 e ab, von einer Stelle, die textlich nicht gesichert ist, weshalb hier eine Reihe von Emendationen vorgeschlagen wurden (s. Diskussion bei A. R. Lacey, *Phronesis* I 2 [1956]). Völlige Sicherheit ist bis jetzt nicht erreicht worden. Die Deutung der Stelle mit Hilfe des Helikons, wie ich sie vorschlage, hat den Vorteil, daß dieses Instrument in mehreren Werken der Musikkultur so verwendet wird, um die Grundverhältnisse der Symphonie mathematisch abzuleiten.

Ich bin durchaus der Auffassung van der Waerdens, daß *ἁρμονία* in den zur Diskussion stehenden Stellen gelegentlich schon 'Tonleiter' heißen kann; es ist dies eine spätere Entwicklung des Harmoniebegriffes, wie O. J. Gombosi, *Tonarten und Stimmungen der antiken Musik* (1939) S. 88 zeigt. Mir lag daran, aufzuweisen, wo dieser Begriff geprägt wurde und welche Vorstellung sich damit zuerst verbunden hatte, weil nur so die vorplatonische Harmonie der Seele, des Kosmos und der Musik verständlich wird.



## Zu Petron 29,3ff.

Von H. Fuchs, Basel

An der Wand der Vorhalle zum Hause des Trimalchio war dieser selbst in verschiedenen Lebenslagen dargestellt. Das erste Bild zeigte ihn, wie er, geleitet von Minerva, den *caduceus* in der Hand, in eine Stadt (*Romam* codd.: *coloniam* Studer) einzog. Auf dem letzten Bilde wurde er von Merkur in Gegenwart der Fortuna und der drei Parzen auf einen erhöhten Sitz entrückt (§ 5): *in deficiente vero iam porticu levatum fmento in tribunal excelsum Mercurius rapiebat*. Daß er bei dieser Entrückung<sup>1</sup>, wie die Überlieferung behauptet, am Kinn emporgehoben worden sei, ist unvorstellbar<sup>2</sup>. Eine überzeugende Verbesserung des Textes hat sich bisher allerdings nicht finden lassen. Danach wird es wohl das richtigste sein, den an sich unnötigen Zusatz zum Worte *levatum* ganz preiszugeben: «schwebend wurde er von Merkur entrückt». *mento* könnte sowohl aus *vento*<sup>3</sup> wie aus *manu* entstellt sein, und jedes dieser beiden Wörter läßt sich wie manche gleichartige Erweiterung des Petrontextes<sup>4</sup> als verdeutlichende Angabe eines Lesers verstehen<sup>5</sup>.

<sup>1</sup> *rapere* = ἀναρπάζειν, entrücken: Philologus 93 (1938) 167 Anm. 21 mit Hinweis auf Verg. *Aen.* 5, 255; Ovid, *Met.* 2, 506; 9, 271f.; Sen. *Phoen.* 424; weitere Stellen etwa Hor. *C.* 3, 20, 15f. (Ganymed): *aquosa / raptus ab Ida*; Ovid, *Met.* 6, 310f. (Niobe): *flet tamen et validi circumdata turbine venti / in patriam rapta est*.

<sup>2</sup> Vgl. Fuchs, *Verderbnisse im Petrontext*, in: Studien zur Textgeschichte und Textkritik, Festschrift für G. Jachmann (Köln-Opladen 1959) 62.

<sup>3</sup> Fuchs a. O., mit der Vermutung <*sicut*> *vento levatum* (sprachlich zulässig allenfalls auch *levatum* <*sicut*> *vento*, unzulässig <*sicut*> *levatum vento*).

<sup>4</sup> Gleichartig etwa 17, 5 *relexit superbum {pallio} caput* (a. O. 61); 46, 6 *solet {domum} venire* (a. O. 65, mit wohl unberechtigter paläographischer Erklärung); 102, 2 *si nos descendentes adiuverit {casus}* (a. O. 74); 102, 5 *nec posse inde {custodem} ... expelli* (a. O. 75); vgl. auch 66, 10 *quem {mortuum} manu miserat* (Ronconi, *Annali Scuola Norm. Pisa* 14 [1945] 71).

<sup>5</sup> In der oben Anm. 2 erwähnten Abhandlung ist für 43, 3 vermutet worden *qui linguam caninam <non> comedit*. Gegen die Annahme, der Sprechende sage hier, er wolle nicht schmeicheln, wie es die Hunde tun (a. O. 63), mag eingewendet werden, daß der Hund bei den Römern vorwiegend als ein bösesartiges Tier gegolten hat (so J. Delz, Basel, brieflich, mit Hinweis auf A. Otto, *Sprichwörter der Römer* [Leipzig 1890] s.v. *canis*). Der berichtigte Text gestattet aber auch die Deutung, daß der Sprechende erklärt, er sei nicht bissig wie ein Hund: *de re tamen ego verum dicam, qui linguam caninam <non> comedi*. – Nicht stichhaltig ist a. O. 78 die Vermutung zu 120, 82f.: die Eigenart des Textes erklärt sich vielmehr aus der Benutzung von Verg. *Aen.* 1, 37f. (freundlicher Hinweis von H. Heubner, Werl/Westfalen, auf Grund eines von Bücheler stammenden handschriftlichen Vermerkes in der aus seinem Nachlaß veräußerten großen Ausgabe).

## Augusti Ein Nachtrag

Von Ernst Meyer, Zürich

Als meine Notiz über Augusti als Bezeichnung nacheinander regierender Kaiser in dieser Zeitschrift 16 (1959) 273f. bereits gedruckt war, erschien ein neuer inschriftlicher Beleg, auf den hier hingewiesen sei (Amer. J. Arch. 63 [1959] 384): an der Via Praenestina bei Rom gefundener Grabstein eines *Tiberius Julius Pappus, comes Ti. Caesaris Aug(usti) idemq(ue) supr(a) bybliothecas omnes Augustorum ab Ti. Caesare usque ad Ti. Claudium Caesarem*.



## Mitteilungen

### Fondation Hardt

La Fondation Hardt, La Chandoleine, Vandœuvres près Genève (Suisse), peut donner l'hospitalité pour un séjour de plus ou moins longue durée à des chercheurs et savants spécialistes de la philologie classique et de ses sciences auxiliaires (à l'exclusion de l'archéologie), qui souhaiteraient rédiger et achever dans le calme un travail scientifique. La Fondation dispose de 6 chambres et possède une bibliothèque de plus de 8000 volumes ayant trait surtout aux langues classiques.

Les candidatures devront être envoyées à l'adresse ci-dessus, chaque année pour l'année suivante, avant le 15 décembre, en y joignant en cas de besoin des références; on ne pourra tenir compte qu'exceptionnellement des demandes qui parviendraient après cette date. Les choix sont du ressort du Conseil Consultatif de la Fondation.

Pour l'année 1960, à titre exceptionnel, les candidatures pourront être reçues jusqu'au 1er mai au plus tard.

Die Fondation Hardt, La Chandoleine, Vandœuvres bei Genf (Schweiz), ist in der Lage, ältere und jüngere Forscher aus dem Bereich der klassischen Philologie und ihrer Nachbardisziplinen (mit Ausschluß der Archäologie), die eine wissenschaftliche Arbeit in Ruhe abschließen möchten, zu kürzerem oder längerem Aufenthalt als Gäste bei sich aufzunehmen. Die Fondation verfügt an ihrem Sitz über 6 Gästezimmer, und es steht eine Bibliothek von über 8000 Titeln, hauptsächlich aus dem Bereich der klassischen Philologie, zur Verfügung.

Begründete Bewerbungen um einen Gastaufenthalt sind, gegebenenfalls unter Beifügung von Referenzen, alljährlich vor dem 15. Dezember des Vorjahres an die oben angegebene Adresse zu senden. Spätere Anmeldungen können nur in Ausnahmefällen berücksichtigt werden. Die Entscheidung trifft der Conseil Consultatif der Fondation.

Für das Jahr 1960 können Bewerbungen ausnahmsweise nach den gegebenen Möglichkeiten bis spätestens 1. Mai berücksichtigt werden.

### Bei der Redaktion eingegangene Rezensionsexemplare

A. Adriani, *Divagazioni intorno ad una coppa paesistica del museo di Alessandria*. Documenti e ricerche d'arte Alessandrina III-IV. L'Erma di Bretschneider, Roma 1959. 79 S. 58 Tafeln.

*Corpus fabularum Aesopicarum*. Vol. I 2, 2. Aufl. ed. H. Hunger. Bibliotheca Teubneriana, Lipsiae 1959. 351 S.

*Antike und Abendland*, Beiträge zum Verständnis der Griechen und Römer und ihres Nachlebens, herausgegeben von B. Snell und U. Fleischer. Band I-VIII, Marion von Schröder Verlag, Hamburg 1944-1959.

*Apollonio Rodio, Le Argonautiche libro III*, testo, traduzione e commentario a cura di Anthos Ardizzoni. Adriatica Editrice, Bari 1958. 253 S.

*Apuleius* ed. R. Helm. II 1 *Apologia*, editio stereotypica editionis alterius cum addendis. II 2 *Florida*, editio stereotypica editionis primae cum addendis. Bibl. Teubneriana, Lipsiae 1959. 123 und 51 S.

Carlo Battisti, *Sostrati e Parastrati nell'Italia Preistorica*. Verlag Le Monnier, Florenz 1959. 459 S.

Robert Böhme, *Bühnenbearbeitung äschyleischer Tragödien*. 2. Teil. Verlag Benno Schwabe & Co., Basel 1959. 159 S.

Robert Böhme, *Von Sokrates zur Ideenlehre, Beobachtungen zur Chronologie des platonischen Frühwerks*. Verlag A. Francke, Bern 1959. 158 S.

Giacomo Bona, *Il «Noos» e i «Nooi» nell'Odissea*. Pubblicazioni della Facoltà di lettere e filosofia, vol. XII fasc. 1. Università di Torino 1959. 66 S.

Rudolf Borchardt, *Prosa II*. Verlag Ernst Klett, Stuttgart 1959. 547 S.

John Chadwick, *Linear B. Die Entzifferung der mykenischen Schrift*, übersetzt von Hugo Mühlestein. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1959. 188 S.



- C. Iulii Caesaris Commentarii De bello civili* erklärt von F. Kraner und F. Hofmann, 12. Aufl. von H. Meusel. Verlag Weidmann, Berlin 1959. 425 S.
- C. Joachim Classen, *Sprachliche Deutung als Triebkraft platonischen und sokratischen Philosophierens*. Zetemata H. 22. Verlag C. H. Beck, München 1959. 182 S.
- C. Iulii Caesaris Commentarii De bello civili*, erklärt von F. Kraner und F. Hofmann, 12. Aufl. von H. Meusel. Verlag Weidmann, Berlin 1959. 425 S.
- Corpus Vasorum antiquorum, Deutschland, Altenburg, Staatliches Lindenau-Museum*, Bd. I bearbeitet von E. Bielefeld. Akademie-Verlag, Berlin 1959. 43 S. 42 Tafeln.
- Corpus Vasorum antiquorum*. Verlag Beck, München 1959. Band 15: *Deutschland Mainz, Universität I* bearbeitet von R. Hampe und E. Simon. 51 S. 48 Tafeln. – Band 16: *Deutschland Schloß Fasanerie (Adolfseck)* Band 2 bearbeitet von Frank Bommer. 60 S. 96 Tafeln.
- Heinrich Dörrie, *Porphyrrios' «Symmiktá Zetemata»*. Zetemata H. 20. Verlag C. H. Beck, München 1959. 236 S.
- Hartmut Erbse, *Beiträge zur Überlieferung der Iliasscholien*. Zetemata H. 24. Verlag C. H. Beck, München 1960. 443 S.
- Luis Gil Fernandez, *Nombres de insectos en Griego antiguo*. Consejo superior de investigaciones científicas. Madrid 1959. 262 S.
- Hermann Joseph Frings, *Medizin und Arzt bei den griechischen Kirchenvätern bis Chrysostomos*. Diss. Bonn 1959. 128 S.
- M. F. Galiano, J. S. Lasso de la Vega, F. R. Adrados, *El descubrimiento del amor en Grecia* (seis conferencias). Universidad de Madrid 1959. 233 S.
- Manuel F. Galiano, *Diecisiete Tablillas Micénicas*. Consejo superior de investigaciones científicas, Madrid 1959. 228 S.
- B. Gaya Nuño, *Sobre un giro de la lengua Demostenes*. Consejo superior de investigaciones científicas, Madrid 1959. 87 S.
- N. G. L. Hammond, *A history of Greece to 322 B.C.* Clarendon Press, Oxford 1959. 689 S.
- Hellenica Oxyrhynchia* ed. V. Bartoletti. Bibliotheca Teubneriana, Lipsiae 1959. 74 S.
- Italo Lana, *I Proginasmí di Elio Teone*. Volume primo, La storia del testo. Università di Torino 1959.
- Lexicon mediae et infimae latinitatis Polonorum* vol. II fasc. I (9) cabaciolum-caprasia. Polska Akademia Nauk. Wrocław-Kraków-Warszawa 1959. 159 S.
- Georg Luck, *The latin love elegy*. Verlag Methuen & Co., London 1959. 182 S.
- T. Lucretius Carus, *De rerum natura* ed. J. Martin, 4. Aufl. Bibliotheca Teubneriana, Lipsiae 1959. 285 S.
- Gerhard Nebel, *Homer*. Verlag Ernst Klett, Stuttgart 1959. 353 S.
- H. R. Neuenschwander, *Roma antiqua, Lateinisches Unterrichtswerk*, Dritter Teil, Übungsbuch zur Syntax für die Oberstufe. Francke Verlag, Bern 1959. 78 S.
- Enrico Paribeni, *Catalogo delle sculture di Cirene. Statue e rilievi di carattere religioso*. L'Erma di Bretschneider, Roma 1959. 168 S. 209 Tafeln.
- Günther Patzig, *Die aristotelische Syllogistik*. Abh. Akad. Götting. Philolog.-histor. Klasse 3. Folge Nr. 42. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1959. 207 S.
- Jacques Perret, *Virgile. Ecrivains de toujours aux éditions du seuil*. 1959.
- Plutarchus, Vitae parallelae*, vol. I fasc. 2 iterum rec. K. Ziegler. Bibl. Teubneriana, Lipsiae 1959. 373 S.
- Quintilianus Institutio oratoria* ed. L. Radermacher, editio stereotypica editionis primae, addenda et corrigenda collegit et adiecit V. Buchheit. Bibliotheca Teubneriana, Lipsiae 1959. 365 und 458 S.
- Wolfgang Speyer, *Naucellius und sein Kreis*, Studien zu den Epigrammata Bobiensia. Zetemata H. 21. Verlag C. H. Beck, München 1959. 128 S.
- Franz Joseph Stein, *Dexippus et Herodianus rerum scriptores quatenus Thucydidem secuti sint*. Diss. Bonn 1957.
- Hildebrand Stockinger, O.S.B., *Die Vorzeichen im homerischen Epos*. Diss. München. Eos-Verlag, St. Ottilien 1959. 183 S.
- J. Svennung, *Anredeformen, vergleichende Forschungen zur indirekten Anrede in der dritten Person und zum Nominativ für den Vokativ*. Verlag Almqvist & Wiksells, Uppsala 1959. 495 S.
- Symbolae Raphaeli Taubenschlag dedicatae* II–III. Eos, Commentarii Societatis Philologiae Polonorum vol. XLVIII fasc. 2–3. Varsaviae 1957. 409 und 497 S.
- Tacitus Germania*, herausgegeben, übersetzt und erläutert von E. Fehle, 5. überarbeitete Aufl. von R. Hünnerkopf. Verlag Winter, Heidelberg 1959. 144 S.
- Franz Willemsen, *Die Löwenkopf-Wasserspieler vom Dach des Zeustempels*. Olympische Forschungen Bd. IV. Verlag W. de Gruyter, Berlin 1959. 134 S. 123 Tafeln.